Illustrierte Sonntagspost

Einzelpreis 10 Pfg.

Nr. 2 — Wochenendblatt der Gevelsberger Zeitung — Sonntag, 11. Januar 1931

Geheimnisse des Hellsehens

Von Will Helm

Zeichen unserer Zeit: Sektenführer, Wunderdäter, Chiromanten, Sterndeuter und Hellseher haben einen Zulauf wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Ueberall ist diese Erscheinung sichtbar — und in dieser Erscheinung dokumentiert sich auch die Not der Zeit und die Verzweiflung der Menschheit. Seit jeher sind Notzeiten Erntezeiten gewesen für Abenteurer, die mit Dingen spekulieren, die jenseits der exakten Wissenschaften liegen! Und sie alle verstehen es, davon zu überzeugen, daß sie weissagen können, daß sie „hellsehen" können weit in die Zukunft — — —

Aber halt: ist denn Hellseherei wirklich Betrug, wirklich Scharlatanerie? Die einen sagen „Ja" die anderen sagen „Nein". Es gibt so viele Dinge zwischen Himmel und Erde, für die wir Menschen selbst heute noch keine Erklärung finden können. Warum sollte es da nicht möglich sein, daß ein Mann wie Max Möde oder Eric Jan Hanussen begabt ist mit einem „zweiten Gesicht", mit absolut übernatürlichen Kräften?

Nein, man soll Hellseherei nicht zu Scharlatanerie rechnen! Ich habe selbst — als nüchterner und objektiver Beobachter — Experimentalvorträge sowohl von Hanussen wie auch von Möde (einem jungen sympathischen Mann mit straffem, energischem Gesicht) gesehen und .. mir ist bei ihren Experimenten ein Schauer über den Rücken gekrochen bei dem Gedanken daran, wie entsetzlich es für einen fühlenden Menschen sein muß, vor seinem inneren Auge so erbarmungslos allen Jammer und alles Elend enthüllt zu sehen — —

Irgend jemand aus dem Publikum reicht Möde einen geschlossenen Brief, den dieser ungeöffnet auf die flache Hand legt. Sein Gesicht spannt sich, die Lider sinken halb über die Augen. Dann beginnt er zu sprechen, stockend, kaum im Saal verständlich: „Der Absender — — der Absender ist krank. Er hat Schmerzen in der linken Seite — — schwere Schmerzen. Er ist Kaufmann von Beruf, hat zwei Kinder. Es geht ihm geschäftlich recht gut, aber er wird bald . . . ." Die Stimme bricht ab, ein Schatten geht über Mödes Gesicht, mit einem Ruck reißt er sich aus dem Wachtraum. Der Besitzer des Briefes ist sehr bleich geworden; es stimmt alles, Wort für Wort. Nur das letzte — — der Schluß: hat Möde sagen wollen: „. . . er wird bald sterben?" Aber der Hellseher schweigt — — —

Gewiß, man kann einwenden: alter Trick! Der Briefbesitzer arbeitet mit Möde Hand in Hand. Schön, aber in einem anderen, absolut verbürgten Fall ist das unmöglich gewesen! Ein Bekannter, Journalist mit allem Skeptizismus, den sein Beruf mit sich bringt, bittet Möde in seine Wohnung. Möde kommt, bleibt in der Tur des Wohnzimmers stehen, sieht sich um und lächelt ein wenig: „Hier sind vor kurzem Noten geordnet worden!" Der Gastgeber bestreitet das; er hat im ganzen Hause nicht eine einzige geschriebene oder gedruckte Note. Möde denkt einen Augenblick nach, lächelt wieder und sagt: „Nein, nicht Noten. Aber . . . aber etwas anderes Musikalisches! Gefrorene Musik — — ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Ja: Schallplatten!" Es stimmt, kurz vorher hatte der Journalist seine Schallplatten in Alben eingeordnet! Auch Trick? Auch Scharlatanerie! Ebensowenig wie der „Fall Meyermann", der vor kurzem die Oeffentlichkeit erregte und in dem der Ingenieur Meyermann (Sohn eines angesehenen Juristen und Bruder des Geheimrats Professor Dr. Meyermann in Göttingen) auf den Millimeter genau die Stelle in einem Gebirge beschrieben hat, an der ein ihm unbekannter Mann an einem ihm unbekannten Tage abstürzte und den Tod fand. Und das, ohne daß Meyermann jemals in seinem Leben in dem betreffenden Gebirge gewesen war!

Trick, Bluff, Taschenspielerei kann bei diesen beiden Fällen nicht dabei gewesen sein (womit aber nicht gesagt sein soll, daß das, was Hellseher auf der Bühne zeigen, nicht oft genug Trick und Taschenspielerei ist). Also doch echte Medialität, wahre hellseherische Begabung?

Selbst die Wissenschaft hat sich bis heute noch nicht entschließen können, ein entschiedenes „Nein!" zu sagen, genau so wenig, wie sie es auch nicht wagt, „Nein!" zu sagen bei Telepathie oder bei der Produktion medialmystischer Phänomene (Sichtbarmachung von Geistern usw.). Abstoßend und die ganze Materie diskreditierend ist allerdings die Art, wie manche Hellseher ihre Fähigkeiten finanziell auswerten. Ihr starkbastes Benehmen auf der Bühne und die varietémäßige Aufmachung ihrer Experimente haben schon viele ehrliche Wahrheitsucher umkehren lassen — — —



„Aetsch! Nicht getroffen!" Phot.: Armstrong Roberts.

Bei Möde jedoch ist das nicht der Fall. Der junge Mann sagt selbst, daß nicht er arbeitet, sondern „es" arbeitet, eine unerhörte, unheimliche und unerklärbare Kraft in ihm, die ihn sehen läßt, was anderen unerforschlich, die Raum und Zeit überwindet und die ihm — dem Mittler — genau so unfaßbar und unbegreiflich ist wie uns. Mit großen, sehr ernsten Augen sieht Möde in eine uns verschlossene Welt — — und nur sehr selten sagt er erschöpfend alles, was er sieht. Denn er weiß nur zu genau, daß Menschen nichts schwerer ertragen können als die Wahrheit — — —

Gegner wird es immer geben bei Dingen, die der sogenannte „gesunde Menschenverstand" nicht exakt erklären kann. Und selbst die Anhänger werden wieder anfangen zu zweifeln, wenn sie hören, daß bei Möde nur etwa 70, bei Hanussen nur 55 bis 60 und bei Raphael Schermann (der unbedingt ebenfalls unter die Hellseher zu rechnen ist, obwohl er sich selbst „Schriftdeuter" nennt) ebenfalls 70 Prozent aller Experimente gelingen. Das kann aber genau so gut an der Unzulänglichkeit oder der Uebermüdung der Medien selbst liegen, wie auch an der Tatsache, daß immer wieder Versuche gemacht werden, sie während der Arbeit zu irritieren.

Vielleicht kommt doch noch einmal die Zeit, in der der Wissenschaftler auseinanderzulegen in der Lage ist, was eigentlich in dem Hellseher arbeitet, woher die Kräfte stammen, die ihn befähigen, das zu sehen, was uns verschlossen ist, und die ihn aus der Masse der übrigen Mitmenschen herausheben. Vielleicht wird aber auch das niemals sein.

Kennen Sie den Unterschied zwischen ...?

Natürlich kennt man ihn. Lächerlich alte Sache, die Geschichte von dem Briefträger und der Fensterscheibe und ähnlichen Scherzfragen, bei denen man sich eklig blamieren kann. Ein Wort zur Beruhigung: es soll sich hier durchaus nicht um derlei geistvolle Sachen, sondern um höchst primitive, alltägliche Kleinigkeiten handeln. Wir vollführen da gleichsam Tag für Tag ein geistiges Hindernisrennen über Hürden, die uns die Wissenschaft, Jurisprudenz, Technik und Diplomatie arglistig in den Weg stellten. Viele nehmen die Barrikaden mit elegantem Schwung — manche stolpern dabei. Das Gespenstische an diesem Rennen ist, daß nur Eingeweihte etwas davon merken und — lächeln.

Ein Trost für alle: es ist nicht unsere Schuld. Man hat uns mit vieler Mühe und für teures Schulgeld beigebracht, daß die deutsche Sprache zwar eine schöne Sprache ist, daß sie aber noch schöner wird, wenn man sie richtig gebraucht, und am allerschönsten sich anhört, wenn man die Wiederholung der gleichen Worte, eine „Häufung", vermeidet. Schön. Diese unsere Sprache ist ja nun praktischerweise so entgegenkommend eingerichtet, daß man tatsächlich für einen Begriff oder ein und dieselbe Sache mehrere Bezeichnungen kennt. Und, treu der Anleitung, verwenden w', diese Bezeichnungen in reizvoller Abwechslung, ohne zu bedenken — — daß wir uns manches liebe Mal irrten. Daß nämlich durchaus nicht immer zwei Worte, wie wir anzunehmen beliebten, die gleiche Bedeutung haben. Sehr häufig gehen sie völlig verschiedene Wege des Begriffes und nur wir — — nun, wir irren uns halt.

Da wäre zum Beispiel — um bei der Sprache zu bleiben — der Unterschied zwischen

Dialekt oder Jargon

Dialekt ist, wenn ... wenn einer den dritten mit dem vierten Fall verwechselt? Falsch, gerade richtig falsch. Denn das, was Sie meinen, ist Jargon, eine im Volksmund gebräuchliche Verballhornung, die an eine geringen Bezirk gebunden ist. Während Dialekt die „in einem ganzen Lande oder einer Landschaft gebräuchliche, durch den Volkscharakter und seine Geschichte erklärliche Veränderung der Landessprache" ist.

Das hätten Sie ohnehin gewußt? Gratuliere, die erste Hürde. Wie aber steht es dann mit dem Unterschied zwischen einem

Botschafter und Gesandten?

Da gibt es keinen Unterschied? So, und warum präsentiert denn dann die Wache vor einem Botschafter,



Ja er verhaftet? Nein, nur festgenommen!

während zwanzig Gesandte ihr vor der Nase herumspazieren können, ohne daß sie auch nur einen Finger rührt? Weil es nämlich doch einen Unterschied gibt — er wirkt sich zwar nur noch bedeutsam aus bei der Rangliste von Festlichkeiten und ähnlichen hochwichtigen Staatsaktionen — denn der Gesandte vertritt ausschließlich seine Regierung, während der Botschafter Regierung und das Oberhaupt seines Staates zugleich in dem fremden Lande vertritt. Darum präsentiert die Wache ...

Kennen Sie übrigens auch den Unterschied zwischen

Motor und Maschine?

Ein Motor macht Krach und eine Maschine — — eine Maschine auch — denken Sie bitte an die Bohrmaschine beim Zahnarzt. Aber vielleicht ist das auch ein Motor? Nun sich kann man alles, was Energie erzeugt, d. h. Energie in Kraft umwandelt, als Motor bezeichnen. Während die Maschine viel weiter geht. Sie leistet eine Arbeit, die Stoffe ihrer Art, Form oder dem Standort nach verändert. Darum ist auch vielfach die Bezeichnung „Maschine" für ein Werkzeug des täglichen Gebrauchs nicht zutreffend. Haarschneidemaschine? Bohrmaschine? Aber die Maschine ist nun einmal eine Allerweltsbezeichnung — und sie klingt ja auch heimahe technisch.

Und sagen Sie bitte — wenn Sie auf der Straße einen Taschendieb beobachten, der eine unaufmerksame Dame geradezu ausplündert, dann gehen Sie doch selbstverständlich zu dem Schupo und machen ihn unaufällig aufmerksam. Und Sie sagen dann: „Verhaften Sie den Mann", nicht wahr? Weil Sie kein der Schupo das ja gar nicht tun. Ja, kennen Sie denn nicht den Unterschied zwischen

Verhaftung und Festnahme?

Eine Verhaftung kann erst dann vorgenommen werden, wenn man einen schriftlichen, amtlichen Haftbefehl in Händen hält. Der Verhaftete hat sogar das Recht, Einsicht in dieses Dokument zu verlangen. Auf frischer Tat kann man einen Menschen also nur festnehmen. Wodurch sämtliche Detektive, die ihr Dasein der Phantasie eines Schriftstellers, nicht dem Leben verdanken, einer ihrer schönsten, wirkungsvollsten Gesten beraubt sind.

Aber was es mit

Teer und Asphalt

auf sich hat, wissen Sie, nicht wahr? Das zweite wird nicht aus dem ersten gewonnen, sondern beide sind grundverschiedene Stoffe. Asphalt ist ein Oxydationsprodukt des Erdöls und findet sich in den Hohlräumen vieler Gesteinsschichten, während Teer das Produkt der trockenen Destillation von Steinkohle, Braunkohle, Holz ist.

Auch der Unterschied zwischen

Revolver und Pistole

kann sich unangenehm bemerkbar machen. Wenn man nämlich hofft, mit der Pistole mehrere Schüsse hintereinander abgeben zu können, welche Eigenschaft ihr aus organischen Gründen Schwierigkeiten bereitet und ihrem moderneren Bruder, dem Revolver, vorbehalten blieb.

Auch mit den Handwerkern kann man seinen Aerger haben. Man wird auf ablehnende Ablehnung stoßen, wenn man zur Reparatur einer Gartenbank den Zimmermann bestellt, weil für dieses Reparatur der Tischler zuständig ist, während sich der Zimmermann bei allen Bauholzarbeiten von keinem Tischler etwas dreinreden läßt. Aehnliches gilt für den Schmied und den Schlosser. Der erstere bearbeitet das Eisen, wie schon das Sprichwort besagt, solange es warm ist, während der Schlosser sich prinzipiell nur mit dem gleichen Metall in kaltem Zustand beschäftigt.

Kennen Sie den Unterschied zwischen einer Tanne und einer Fichte? Auch hier ist die Antwort, das sei reine Geschmackssache, wie man sich ausdrücken wolle, nicht zutreffend. Denn die Fichte verfügt über Rundnadeln, die gleichmäßig um das Aestchen herumgelegt sind, während die Tanne ihr Nadelhaar geschweitelt trägt, die Nadeln sitzen paarig am Ast und zeigen überdies eine kleine Mittelkerbe.

Wie aber steht es nun mit dem Unterschied zwischen einer Glas und einem Kahlkopf? Leute vom Fach wollen sich zu keiner befriedigenden Entscheidung bequemen. Sie erklären beides nur als einen „Uebergang".

Und damit ist vielleicht der Nagel auf den Kopf getroffen — denn es gibt im Leben so weitaus mehr



Glatze oder Kahlkopf???

Uebergänge als klare Tatsachen, daß man häufig in Verlegenheit gerät, wird man gefragt: Kennen Sie den Unterschied ...

Der Expreß auf dem Meeresgrund

Ein alter Traum und ein sehr lebendiges Projekt.

Von Hans Peter Paris.

In einer Zeit, in der die ganze Welt sich mit der Beherrschung der Luftwege durch immer vollkommenere Flugschiffe beschäftigt, gibt es eine Gruppe von Menschen, die scheinbar die Vögel viel weniger beneiden als die Fische. Denn diese Leute träumen davon, die Meere nicht zu überfliegen, sondern ... auf dem Meeresgrund zu durchsausen.

Das ist ein alter Traum der Menschheit, und nicht nur Kellermann hat ihn in seinem Roman der „Tunnel" eingefangen. Die Idee, einen Tunnel von der französischen zur englischen Küste zu bauen und auf diesem Wege trockenen Fußes auf die angelsächsische Insel zu gelangen, hat schon Napoleon gehabt, und nur seine vielen Kriege haben ihn an der Inangriffnahme des kühnen Planes gehindert. Seit Jahrhunderten existiert sowohl in Frankreich als auch in England eine „Tunnel-Gesellschaft", die sich immer wieder mit den Möglichkeiten der Unterwasser-Verbindung beschäftigt, und es scheint, daß England es allen Ernstes satt hat, eine Insel zu sein.

Bis jetzt ist das Projekt des Unterwasserweges u. a. immer an den außerordentlich hohen Kosten und der langen Zeit, die der Tunnelbau erfordern würde, gescheitert. Man hat ausgerechnet, daß ein solcher Tunnel selbst bei günstigsten Voraussetzungen sechs bis sieben Jahre Arbeit erfordern würde, und die Baukosten werden auf etwa vier Milliarden Francs geschätzt. Die Ueberfahrt würde allerdings bei der üblichen Schnelligkeit der Züge nur eine halbe Stunde dauern, während die mittlere Schiffahrtslinie einige Stunden braucht.

Trotz alledem hätte man aber wahrscheinlich doch schon einen Unternehmer gefunden, der diese Summen riskiert und die Arbeit begonnen hätte, wenn die Ingenieure nicht so besonders unsicher bezüglich des Meeresbodens wären, dessen lockere und kalkige Beschaffenheit die Anlage eines Tunnels sehr erschwert. Für einen gesegelten Zugverkehr unter Wasser wären nicht weniger als vier verschiedene, über- und nebeneinander liegende Tunnel nötig, zuerst ein sogenannter Pionier-Tunnel, der die Möglichkeiten der Arbeit praktisch prüfen müßte, dann zwei Tunnel für Hin- und Herfahrt, und schließlich ein Ersatz-Tunnel, wenn durch irgendeine Störung einer der Fahrtunnel unbrauchbar werden sollte. Wie man sieht, eine ungeheure Arbeit, denn all diese Tunnels müßten vierzig Meter tief unter dem Meeresboden gegraben werden.

Wenn man alle Schwierigkeiten bedenkt, wundert man sich nicht, daß der napoleonische Traum bisher noch nicht in Erfüllung gegangen ist.

Allerdings hatte Napoleon seine Rechnung ohne Herrn Gustave le Rouge gemacht, der heute einer der heftigsten Verfechter der Unterwasser-Verbindungsidee ist. Allerdings will er von einem Tunnel nichts wissen. Denn Herr Gustave le Rouge will einen Zug konstruieren, der ganz wie ein gewöhnlicher Expreß auf Schienen — durchs Wasser saust. Und sein Projekt hat soviel Wahrscheinlichkeit für sich, daß es ganz so aussieht, als sollten wir seine Verwirklichung noch erleben.

Der Plan sieht folgendermaßen aus: Ein Expreßzug, dessen Luftversorgung nach Art der Unterseeboote geregelt wird und der nach außen hin luftdicht abgeschlossen ist, wird von zwei Lokomotiven auf festen und breiten Schienen über den Meeresboden gejagt. Die Lokomotive hat eine stumpfe Form, um dem Wasserdruck weniger Widerstand zu bieten, sie wird elektrisch betrieben und ist mit Scheinwerfern von besonderer Stärke versehen, um die Bahn genügend zu erhellen. Hinten am Zug befindet sich die zweite Lokomotive, die im Fall eines Verlagens der ersten den Zug vorwärts schiebt. Außerdem wird auf dem Tender ein Motor, der durch Druckluft gespeist wird, angebracht, um in dem unwahrscheinlichen Fall des Versagens beider Lokomotiven den Zug vorwärts zu führen.

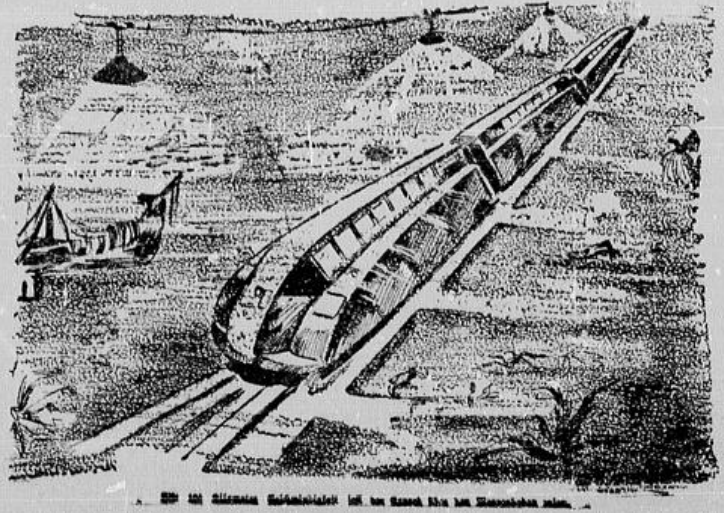
Das Schwierigste an dem französischen Plan ist natürlich die Anlage des Schienenweges auf dem Meeresgrund. Hier scheint die Natur dem Plane des Herrn le Rouge allerdings zu Hilfe zu kommen. Eine Kommission, bestehend aus französischen Gelehrten und Technikern, hat erklärt, daß bis auf eine leichte Senkung in der Mitte der Strecke und eine geringe Schwierigkeit an der englischen Küste das Material des Kanalbodens geradezu ideal sei. Der Schienenstrang könne, mit einer kleinen Kurve in der Mitte und einer schleifenartigen Führung an der englischen Küste, sonst völlig schnurgerade angelegt werden. Da der Kanal an seiner tiefsten Stelle nicht tiefer als fünfzig Meter ist, bieten auch die Taucherarbeiten keine besonderen Schwierigkeiten. Man würde sich kleiner unterseebootartiger Arbeitswagen bedienen, wie sie schon seit Jahren in Amerika zur Ausbesserung der Kabel-Anlagen benützt werden. Auf diese Weise und mit Hilfe von auf Pontons angebrachten elektrischen Kranen könnten die vorher angefertigten Betonschwellen, auf denen Schienen aus nichtrostendem Stahl befestigt sind, an vielen Stellen zugleich ins Wasser versenkt und auf dem Meeresgrund verankert werden. Das alles natürlich bei günstigem Wetter und mit Hilfe von elektrischen Führungskabeln. Die Arbeit der Taucher erstände hauptsächlich darin, die einzelnen Stücke genau aneinanderzupassen und miteinander zu verbinden. Auch diese Arbeit könnte verhältnismäßig schnell vor sich gehen, da der Arbeitswagen ja auf den bereits festgemachten Schienen rollen und auf ihnen weiter und weiter vorrücken könnte.

Eine so angelegte Strecke wäre unwiderstrittbar acht- bis zehnmal billiger als ein regelrechter Tunnelbau. Berechnet man 5 Millionen Francs Baukosten für den Kilometer, eine Summe, die Herrn le Rouge sehr übertrieben erscheint, dann erhält man für die Gesamtstrecke einen Betrag von 190 Millionen Francs. Die Gesamtkosten veranschlagt Herr le Rouge auf 600 Millionen Francs — also 100 Millionen Mark —, und die gesamte Bauzeit auf nur acht Monate!

Der Unterwasser-Expreß würde die Dauer der Kanalüberfahrt auf etwa 20 Minuten beschränken und sicherlich von ungeheurem Wert sein.

Aber bereits heute denkt Herr le Rouge noch weiter als an sein schon geschildertes Projekt. Er sagt: „Die elektrische Kraft würde natürlich nur im Anfang benutzt werden. In einem Zeitalter, wo man daran denkt, die Gestirne zu erreichen, und in dem besonders die Deutschen bereits hervorragende Erfahrungen mit dem Rückstoßantrieb bei Autos und Flugzeugen gemacht haben, erscheint mir die Rakete als die gegebene Kraft für einen solchen Unterseeexpreß. Ein Zug, der torpedoförmig auf einer völlig geraden Schienenbahn durch Raketen mit allmählich sich verschnellernder Zündungsexplosion vorwärtsgetrieben würde, könnte den Aermelkanal mit der Schnelle eines Gedankens durchsausen."

„Werden wir es noch erleben?" so fragten unsere Väter, wenn man zum Beispiel vom Flugzeug sprach. Und sie waren sehr im Zweifel. Wenn wir heute von neuen und kühnen Plänen hören, fragen wir wohl auch so oder ähnlich. Aber das Zweifeln hat unser schnelllebiges Jahrhundert uns doch etwas abgewöhnt.



Mit 100 Stundenkilometer-Geschwindigkeit soll der Expreß durch den Meeresboden rasen.

Die Vergeltung

Von Anton Tschechow

Iwan Iwanowitsch Lapkin, ein junger Mann von angenehmem Aeußern und Anna Semjonowna Sanblitzkaja, eine junge Dame mit einem Stumpfnäschen, schritten das steile Ufer hinab und setzten sich auf eine Bank. Die Bank befand sich unmittelbar am Rande des Wassers, in dichtem Weidengebüsch versteckt. Es war ein herrliches Plätzchen. Wenn man dort saß, war man vor der ganzen Welt verborgen.

Die jungen Leute waren mit Angeln, Glasbüchsen, Würmern und allen anderen Geräten für den Fischfang ausgerüstet und machten sich sofort ans Werk.

„Ich bin so froh", sagte Lapkin, sich vorsichtig umsehend, „daß wir endlich allein sind. Ich muß Ihnen vieles sagen, Anna Semjonowna ... Sehr viel ... Als ich Sie zum ersten Male erblickte — ein Fisch beißt bei Ihnen an —, verstand ich erst, wozu ich lebe, verstand, daß Sie meine Göttin sind, der ich mein ehrliches, arbeitsames Leben zu widmen habe — es muß ein großer Fisch sein, wie er an der Angel zerrt! — Ich sah Sie und liebte Sie, liebte zum ersten Male, liebte mit aller Leidenschaft! — Ziehen Sie die Angel noch nicht heraus, warten Sie, bis er sicher anbeißt! — Sagen Sie mir, meine Teure, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, ob ich — nicht auf



Plötzlich ertönte neben ihnen ein Lachen.

Gegenliebe, nein, das wäre zuviel verlangt, dessen bin ich nicht wert, daran wage ich nicht einmal zu denken — ob ich auf ... Jetzt! Ziehen Sie, ziehen Sie!"

Anna Semjonowna erhob die Hand mit der Angel, riß sie heftig empor und stieß einen Freudenschrei aus. In der Luft zappelte schillernd ein grünlicher Fisch.

„Mein Gott, ein Barsch! Schnell, schnell! Umweh, er hat sich losgerissen!"

Der Fisch hatte sich wirklich losgerissen, hüpfte auf dem Grase in der Richtung auf sein heimatliches Element, und hopp — platschte er schon ins Wasser.

Auf der Verfolgung des Fisches begriffen, erwischte Lapkin aus Versehen Anna Semjonownas Hand und führte sie, auch aus Versehen, an die Lippen. Sie wollte sie ihm entziehen, aber es war zu spät, schon begegneten sich ihre Lippen im Kusse. Auch dies geschah natürlich aus Versehen. Auf diesen Kuß folgten viele, viele andere, darauf Liebesschwüre — es waren selige Minuten! ...

Aber es gibt in diesem Leben kein vollkommenes Glück. Entweder trägt das Glück das Gift schon in sich selbst, oder es wird ihm von außen beigebracht. Das letztere geschah in diesem Falle. Während die beiden im heftigsten Küssen waren, ertönte plötzlich ein Lachen. Sie blickten sich um und bekamen einen fürchterlichen Schreck: Neben ihnen, hinter einem Baum hervorlugend, stand ein Junge — der Gymnasiast Kolja, Anna Semjonownas Bruder! Er blickte sie an, lächelte boshaft und sagte:

„Aha—a—a, ihr küßt euch hier! Schön, sehr schön! Ich werde es der Mutter sagen."

„Ich hoffe, daß Sie als ehrlicher Mensch ...", murmelte Lapkin erröstend, „ich hoffe ... überhaupt ist es sehr häßlich, andere zu belauern, und zu klatschen ist niedrig und gemein ... Ich hoffe, daß Sie als ehrlicher, anständiger Mensch ...

„Geben Sie mir einen Rubel, dann werde ich es nicht weitererzählen", unterbrach ihn der anständige Mensch, „sonst — erzähl' ich es bestimmt!"

Lapkin nahm aus seiner Tasche einen Rubel und gab ihn Kolja. Dieser erfaßte ihn fest mit seiner Faust, pfiff und sprang davon. An diesem Tage küßten sich die beiden nicht mehr.

Am nächsten Tage brachte Lapkin dem Knaben einen Malkasten und einen Ball, Anna Semjonowna schenkte ihm alle Apothekerschachteln. Dann mußte sie ihm silberne Manschettenknöpfe schenken, und je mehr er erhielt, desto mehr wollte er. Und um dieses zu erreichen, begann er die beiden unausgesetzt zu beobachten. Wohin sie nur gingen, überallhin folgte er ihnen, keine Minute ließ er sie allein.

„Schurke", knirschte Lapkin, „so jung er noch ist, so ein abgebrühter Schuft ist er schon! Was soll daraus denn eigentlich werden?"

Einen ganzen Monat quälte Kolja die armen Verliebten. Er drohte, sie zu verraten, verfolgte sie und verlangte Geschenke. Und nie hatte er genug. Zum Schluß begann er sogar schon von einer Taschenuhr zu reden. Was war zu machen? Auch die Uhr mußten sie ihm versprechen.

Einst, während des Mittagessens, als man gerade Waffeln herumreichte, brach er plötzlich in ein Gelächter aus, zwinkerte vielsagend mit einem Auge und fragte Lapkin: „Soll ich es sagen? Was?"

Lapkin wurde furchtbar rot und steckte sich statt der Waffel die Serviette in den Mund. Anna Semjonowna sprang auf und lief ins Nebenzimmer.

In dieser Lage befanden sich die jungen Leute wochenlang, bis zu dem Tage, als Lapkin sich endlich in der Lage sah, offiziell um Anna Semjonownas Hand anzuhalten. Das war ein glücklicher Tag!

Nachdem Lapkin mit ihren Eltern gesprochen und ihr Einverständnis erhalten hatte, lief er zuallererst in den Garten und machte sich auf die Suche nach Kolja. Als er ihn gefunden hatte, schluchzte er beinahe vor Freude und faßte ihn am Ohr. Im selben Augenblick kam Anna Semjonowna, die ihn aufsuchte, herbeigelaufen und faßte ihn beim andern Ohr. Und es sah so wirklich, die Wonne zu sehen, die sich auf den Gesichtern der Brautleute ausdrückte, als Kolja bat und flehte:

„Meine Lieben, meine Teuren, meine Täubchen, meine Engelchen, laßt mich, ich werde es nie mehr tun. Verzeiht mir ... au ... au ... laßt mich los ... au ... au ... au!"

Und später gestanden sie sich ein, daß sie während der ganzen Zeit, wo sie ineinander verliebt waren, nicht ein einziges Mal so ein Glücksgefühl, so eine atemraubende Seligkeit empfunden hätten, wie damals, als sie den niederträchtigen Bengel an den Ohren zogen ...

Ein MÄRCHEN, das WIRKLICHKEIT wurde

Vom Dienstmädchen zur Multimillionärin

Von G. W. Thompson







Es fällt fast schwer, diesen Bericht nicht mit den Worten „Es war einmal ..." zu beginnen, so märchenhaft ist das Schicksal, das hier geschildert werden soll und das sich in Amerika, dem Lande des nüchternen Geschäftsgeistes, zugetragen hat. Wir haben zwar gerade aus Amerika schon allerlei sonderbare und abenteuerliche Lebensläufe gehört, von hungernden Zeitungsverkäufern, die zu Stahlkönigen, und von armen Choristinnen, die zu Millionärsgattinnen wurden — aber keines dieser Schicksale läßt sich mit dem des tschechischen Dienstmädchens Anna Schleis vergleichen, die im Lande des Dollars heute über ein zwanzigfaches Millionenvermögen verfügt, weil sie ihrem Herrn 15 Jahre lang treu gedient und vor allem — ihm seine Betten so gut gemacht hatte.

Frank Savin, ihr ehemaliger Dienstherr und späterer Ehegatte, den Anna Schleis kürzlich beerbt hat, war allerdings von jeher das, was man ein Original nennt. Aber diese Originalität hinderte ihn nicht, ausgezeichnete Geschäfte zu machen, wenn seine Kollegen und Bekannten zuweilen auch den Kopf über ihn schüttelten. Sie schüttelten auch den Kopf, als Frank Savin vor einer ganzen Reihe von Jahren auf einem winzig kleinen Grundstück, das ihm in New York gehörte, einen „Wolkenkratzer" errichten ließ, der in jedem Stockwerk gerade Platz genug für ein Zimmer hatte, und doch machte er mit diesem seltsamen Bau ein ausgezeichnetes Geschäft. Denn die auf dem Nachbargrundstück ansässige Elektrizitätsfirma kaufte ihm schon nach einigen Tagen seinen Turmbau für einen riesigen Betrag ab, weil es sich herausgestellt hatte, daß er dem Nachbarn das ganze Tageslicht fortnahm.

Ein anderes Mal schüttelte man allgemein den Kopf, als Savin sich höchst mutwillig mit Rockefeller verkrachte, mit John D. Rockefeller persönlich, den auch nur zu kennen der Traum eines jeden ehrgeizigen Amerikaners ist. Savin war damals Börsenmakler und arbeitete ziemlich viel mit Rockefeller zusammen. Als der Milliardär eines Tages bei einem Telephongespräch irgendeine Privatangelegenheit Savins bekrittelte, fragte er Rockefeller, mit welchem Börsenmakler er außer ihm noch arbeite. Rockefeller gab ihm die gewünschte Auskunft, worauf Savin ihm erklärte: „Ihr Guthaben wird morgen dorthin überwiesen, die Abrechnung schicke ich Ihnen heute noch zu." Und mit diesen Worten beendete er das letzte Gespräch, das er mit dem reichsten Manne der Welt geführt hatte. Auch damals schüttelten, wie gesagt, die anderen den Kopf über Savin, der so leichtsinnig eine Verbindung abgebrochen hatte, die Millionen wert war. Aber das Kopfschütteln hörte auf, als Savins Verhalten an der New-Yorker Börse bekannt wurde und die Folge ein unerhörter Zulauf an neuer Kundschaft war, der den Ausfall Rockefellers zehnmal wettmachte.

Bei diesem Frank Savin ging Anna Schleis vor fast zwei Jahrzehnten in Stellung, und 15 Jahre lang diente sie ihm als einfaches Dienstmädchen, treu und schweigsam, wie es ihrer einfachen Natur entsprach. Dreimal sah sie ihren Dienstgeber in dieser Zeit heiraten — von der ersten Frau ließ er sich scheiden, die beiden anderen starben — und niemals wäre es ihr auch nur in den Sinn gekommen, daß sie jemals ihre Stellung als Dienstmädchen des Millionärs mit der seiner Gattin vertauschen könnte.

Eines Tages — es sind nunmehr vier Jahre seit diesem denkwürdigen Zeitpunkt verflossen — ließ Savin sein Mädchen zu sich rufen. Einigermaßen erstaunt folgte sie der Aufforderung, nachdem sie sich schnell ihre Arbeitsschürze abgebunden hatte, denn sie glaubte, ihre Arbeit durch aus zufriedenstellend gemacht zu haben, und sie konnte sich nicht vorstellen, daß ihr Arbeitgeber sie aus einem anderen Grunde sprechen wollte, als um ihr Vorwürfe zu machen.

Sie traf ihn in seinem Arbeitszimmer, im Lehnstuhl sitzend, und nun entspann sich folgendes Gespräch, das uns von einem amerikanischen Journalisten — wie er versichert: wortgetreu — wiedergegeben wurde.

Savin: „Anna, Sie sind jetzt 14 Jahre in meinem Hause, nicht wahr?"

Anna: „Jawohl, Herr Savin."

Savin: „Ich kann mich nicht erinnern, daß ich Ihnen während dieser 14 Jahre jemals etwas hätte zweimal sagen müssen, und auch sonst weiß ich nur Gutes von Ihnen. Ich fange an, alt zu werden und einsam. Ich brauche jemanden, der für mich sorgt. Wollen Sie mich heiraten?"

Anna: „Mein Gott, welche Ueberraschung!"

Savin: „Das glaube ich. Aber wollen Sie ...?"

Anna: „Jawohl, Herr Savin."

Savin: „Ich danke Ihnen, Anna. Morgen nachmittag um 4 Uhr ist die Trauung."

So kam es, daß aus dem Dienstmädchen Anna Schleis die Millionärin Anna Savin wurde, und Eingeweihte versichern, daß der Millionär seine Wahl nicht zu bereuen brauchte. Er selbst äußerte später einmal, daß Anna ihm von Anfang an vor allem dadurch aufgefallen sei, daß sie wie keine andere es verstand, die Betten zurechtzumachen. Und überhaupt hätte er niemals eine Frau finden können, die es besser verstanden hätte, einem alten Mann seinen Lebensabend zu verschönen — Savin war über 70, als er zum vierten Male heiratete — als Anna.

Als Savin vor kurzem starb, hinterließ er sein gesamtes Vermögen, das auf etwa 20 Millionen Dollar geschätzt wird, seiner Frau. Man kann sich vorstellen, daß seine übrigen Anverwandten über dieses Testament nicht gerade sonderlich erbaut waren, und ein wahrer Rattenschwanz von Anfechtungsklagen muß von seiner Witwe ausgefochten werden. Aber die Behauptung, daß Savin, als er sein Testament machte, nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen sei, wird allem Anschein nach vor Gericht nicht viel Glauben finden. Zu oft bei seinen Lebzeiten hatte man den alten Savin für verrückt erklärt — und nachher stellte es sich heraus, daß er nur schlauer war als die anderen; warum sollte er gerade bei der Wahl seiner Gattin weniger vernünftig gewesen sein als sonst?



Was geschieht mit Balaton?



Roman von Joachim v. Kürenberg

Copyright 1930 by Preßeverlag Dr. R. Lammert, Berlin.

I.

„Der Gefangene Balaton, Herr Pfarrer! Er steht vor der Tür!"

Der Strafanstaltsgeistliche Dr. Kalter warf noch einen Blick in einen dünnen Akt, schloß ihn und sah aufmerksam zu dem Beamten auf:

„Sie haben doch Balaton auf der Station gehabt, Herr Haupt? Welchen Eindruck haben Sie von ihm in den zwei Jahren gewonnen, die er bei uns verbüßte?"

„Wenn mir Herr Pfarrer erlauben wollen — ich kann über Balaton nur Gutes sagen. Er hat sich immer ruhig und anständig betragen und mir keinen Anlaß zur Beschwerde gegeben. Als heute die telegraphische Nachricht von seiner Begnadigung eintraf, nahm er sie gleichmütig hin. Er hat dann langsam seine Sachen gepackt und noch die Freistunde im Hof besucht, so als wenn nichts geschehen wäre. Er wartet jetzt auf die Abrechnung mit der Anstaltskasse und seinen Entlassungsschein. Ich glaube nicht, daß wir ihn wiedersehen werden."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Oberwachtmeister? Wollen Sie damit sagen, daß er als ein gefestigter Mensch hinausgeht, dem die Fährnisse des Lebens und das Los des Vorbestraften nichts anhaben können, oder meinen Sie, daß Balaton sich etwas antun könnte, wenn er einsehen müßte, dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen zu sein?"

„Ja, das glaube ich schon, Herr Pfarrer. Balaton ist ein Träumer, der alles von sich fortschiebt, was ihm unangenehm und schmerzig ist. Er hat früher nie zu arbeiten brauchen. Das Leben hat ihn wohl sehr verwöhnt. Die Härte dieser Zeit hat Balaton schwer empfunden, er wird sich nach ihr nicht zurücksehnen. Aber wenn ihm draußen niemand hilft, ist er rettungslos verloren."

„Sie sagen mir doch das, Herr Haupt, weil Sie gern haben möchten, daß ich ihm helfe. Ich frage mich über das Interesse, das Sie für Balaton hegen. Er verdient es. — Nun bitten Sie ihn mir mal herein. Wir wollen leben, was sich machen läßt. Nach einer Viertelstunde holen Sie ihn hinter wieder ab."

Oberpfarrer Kalter lehnte sich erwartungsvoll in seinem Sessel zurück. Seine feinen Hände spielten mit dem Tuchentuch, das immer wieder über die blanken Gläser der übergenommenen Brille glitt. Eine leichte Nervosität hatte ihn bei der plötzlichen Nachricht der Entlassung Balatons befallen, für den er sich stets mit Marken eingesetzt hatte.

In der Tür stand ein junger, gut aussehender Mann, dessen Zivilkleidung, abgetragen und zerdrückt, den Gegensatz zu seinem eleganten Wesen, das nicht ohne Scharm erschien, bildete. Sehr die Art der verhaltenen Begrüßung, die Aufnahme der ungewohnten Anrede „Herr Balaton" wie die Selbstverständlichkeit, den angebotenen Sessel anzunehmen, zeigten eine Erziehung und sympathische Reserve. Dr. Kalter schlug den Akt auf und stellte an sein Gegenüber einige Fragen:

Sie heißen mit Vornamen Balos, das ist doch richtig? Sie sind fünfundzwanzig Jahre alt und in Wien geboren. Ihr Herr Vater war, wie ich hier sehe, Diplomat, Ihre Mutter war Deutsche und stammte aus Detmold. Ihre Eltern sind beide früh gestorben und haben Ihnen ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Sie wurden dann von Ihrem Herrn Großvater in Detmold erzogen. Auch das stimmt wohl?"

„Ja, Herr Pfarrer, meine Großeltern haben mir auch viel Gutes getan. Sie haben mich sehr verwöhnt."

„Darauf wollte ich gerade kommen. Sie haben den ganzen Luxus eines großhäusigen Lebens in vollen Zügen genossen, weite Reisen gemacht, ohne irgendeinen festen Beruf zu ergreifen. Dann besuchten Sie nacheinander die Universitäten von Bonn und Heidelberg, wurden Diplomat, haben dann, wie es hier heißt, „unleserlich" diesen Beruf auf und gingen zur Kunstgeschichte über. Schließlich wurden Sie straffällig. Wir wollen uns darüber heute nicht mehr lange unterhalten. Es kam die Inflation, Ihr Vermögen verlor seinen Wert. Sie konnten sich nicht einschränken, reisten wie früher und gaben Schecks aus. Schecks ohne Deckung!"

„Unentschuldbar, Herr Pfarrer! Ich habe alles offen bei meinem Vierhandlungstermin eingestanden und mir selbst immer diese zwei Jahre lang den Vorwurf gemacht. Banken, Hotels und Geschäfte geschädigt zu haben, nur um den gewohnten Luxus nicht zu entbehren. Aber ich will Ihnen, Herr Pfarrer, in dieser Stunde noch etwas dazu sagen: Ich werde niemals diesen Hang, diese Sucht nach Leben, unterdrücken können. Das liegt im Blut und in der Gewohnheit. Sie werden das sicher mit Charakterschwäche bezeichnen, aber ich kann nun einmal nicht anders. Ein Mensch kann sich niemals ändern. Man kann ihm vielleicht einige Attribute aufnötigen, die ihn in den Augen einer moralisierenden Welt als gebessert erscheinen lassen mögen, aber im Grunde genommen an ihm fremd wirken. Das hat mit einer grundlegenden Aenderung nichts zu tun. Das ist es auch, warum ich mich über meine Entlassung nicht freuen kann. Meine Strafe beginnt erst jetzt. Ich stehe ohne einen Pfennig da, habe niemand, der sich um mich kümmert, und keine Stelle, die mich aufnimmt. Was soll ich auch bieten? Ich kann Ihnen Frau Angelica erklären, weiß, wie man Artischocken ißt und ob der Arrow richtig frappiert ist, wie es in Honolulu und Taormina aussieht. Das ist auch so ziemlich alles. Mit diesen Kenntnissen verdient man aber heute kein Geld."

„Deshalb habe ich Sie ja auch herholen lassen, um mit Ihnen ernstlich zu besprechen, wie man Ihnen helfen kann. Gewiß, einem Tischler oder Schlosser kann ich leichter helfen als Ihnen. Dort gibt es Handwerkervereine, die gefallenen Kollegen Arbeitsmöglichkeiten schaffen. Auch die Bürgerge zum Besten Entgangenen vielleicht ein Unterkommen verschaffen, aber Menschen aus Ihren Gesellschaftskreisen, die gebildet und gewandter sind als der einfache Arbeiter, die müssen sich selbst helfen, sich umzustellen. Wir können ihnen dazu nur eine leichte Hilfestellung bieten."

„Aber gerade uns, Herr Pfarrer, denen das Leben bisher so wenig seine rauhen Seiten gezeigt hat, gerade uns müßte doch zuerst eine Hilfe gegeben werden. Für uns ist doch Arbeit erst dann möglich, wenn man sich für uns einsetzt und für uns spricht, für uns so sorgt, daß die gebotene Arbeit auch wirklich von uns geleistet werden kann. Sonst würden wir wieder auf jene Kreise angewiesen sein, die uns dann kategorisch und pharisäisch ablehnen und uns immer als früher Gleichstehenden die Gemeinheit geben werden, daß wir nun einmal verloren und ausgestoßen sind."

„Ich glaube, lieber Herr Balaton, daß Sie sich da ganz falsche Gedanken machen. Ich habe Ihre Briefzensur in dieser Zeit unter mir gehabt und kann mich nur entsinnen, daß Sie mit Ihrem Buchhändler korrespondiert haben. Verwandte haben Sie nicht, das ist vielleicht Glück für Sie. In meiner Praxis habe ich oft gefunden, daß die Gefangenen aus besseren Kreisen meistens von ihren Verwandten im Stich gelassen werden, auch unter heftiger Bejahung zu leiden haben. So sind diese Verwandten eher ein Hemmnis als ein Vorteil. Ueber Ihren Prozeß hat, soweit ich weiß, keine Zeitung etwas gebracht. Die Sache ist totgeschwiegen worden. Wenn Sie jetzt also entlassen worden sind, so wird niemand Ihnen zu nahe treten, vorausgesetzt, daß Sie sich draußen gut führen. Und das liegt allein bei Ihnen."

„Ja, das ist aber gerade, Herr Pfarrer, das Problematische, was nun vor mir steht. Wie soll ich jetzt ohne Geld, ohne Verwandte und ohne etwas zum Geldverdienen gelernt zu haben, als Vorbestrafter mich gut führen? Wenn Sie mir nicht helfen, in eine neue Bahn zu kommen, so möchte ich fast bitten, mich hierzubehalten, denn was soll ich draußen? Aber schließlich, Herr Pfarrer, gibt es eine Fürsorge, von der so viel geredet wird und die mir helfen muß. Ich habe den besten Willen, mich in den Rahmen des normalen Lebens wieder einzufügen. Helfen Sie mir bitte dazu, Herr Pfarrer!"

Dr. Kalter blätterte verlegen in den Papieren: „Sie haben einen Arbeitsverdienst von 15 Mark. Ich will Ihnen das auf 30 Mark erhöhen. Damit tue ich schon das Aeußerste, was menschenmöglich ist. Gestern habe ich einem entlassenen Vater von vier Kindern — die Frau liegt schwanger darnieder — eine Beihilfe von zehn Mark gegeben. Ich kann es beim besten Willen nicht vor der Fürsorge verantworten, wenn ich Ihnen als einem jungen, gesunden Menschen mehr bewillige. Sie werden das einsehen. Ich bin aber außerdem bereit, wenn Sie es nötig haben, Ihnen etwas Wäsche auszuhändigen zu lassen. Ich werde Ihnen dafür eine Anweisung an das Wohlfahrtsamt geben. Seidene Hemden werden Sie dort kaum bekommen. Sie werden das nehmen, was man Ihnen gibt und damit zufrieden sein. Auch könnte ich Ihnen eine Empfehlung an den Katholischen Jünglingsverein ausstellen, der Ihnen für die ersten Tage einfachstes Unterkommen besorgen würde."

„In meiner Lage, Herr Pfarrer, muß ich dankbar sein für jedes Anerbieten. Mit dieser Hilfe wird mir vielleicht für die ersten Tage gedient sein, was aber dann kommen wird, weiß ich nicht. Nach Ihren Darlegungen muß ich wohl annehmen, daß von Ihrer Seite keine Unterstützung weiter kommen kann."

„Sie werden sicher Gelegenheit haben, auf dem Wohlfahrtsamt oder im Jünglingsverein Arbeitsmöglichkeiten zu finden. Es wird nur an Ihrem guten Willen liegen, Herr Balaton, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Sie sprechen viele Sprachen, sind ein junger, hübscher, eleganter Mensch mit guten Manieren — — da wird es Ihnen nicht so schwer fallen, eine Tätigkeit zu finden. Nicht wahr? Nun Gott befohlen, mein lieber Balaton!"

Balaton war nicht fähig, etwas zu sagen. Seine gute Erziehung mahnte ihn, einen Dank auszusprechen. Aber sein Inneres bäumte sich dagegen auf. Es schmerzte ihn, daß seine wahre Lage durch Worte abgetan werden sollte. Er taumelte fast hinaus, schlich an vielen Türen entlang, um nach alter Gewohnheit vor seiner Zelle stehen zu bleiben. Irgend jemand schloß ihm auf. Verzweifelt warf er sich auf sein Bett. Vor seinen Augen tanzten Bilder: Berlin, 20 Mark, abgetragene Kleider, keinen Freund, kein Dach über dem Kopf, als einzige Hilfe vielleicht nur eine wohlwollende, ablehnende Fürsorgeschwester, die ihn mit zwei Fingern anfassen und fromme Ratschläge erteilen würde. Dann noch einen Schein für die Herberge zur Heimat. Und damit sollte er den Kampf um ein neues Leben aufnehmen? Was sollte er tun? Vielleicht sich in den alten Milieu versuchen? An den Bars, bei den Kokotten, mit Kokain und Alkohol eine letzte Nacht durchfeiern, um dann Schluß zu machen, irgendwo im Landwehrkanal. Aber wozu hatte er dann diese zwei furchtbaren Jahre über sich ergehen lassen, sich immer wieder zugerufen: „Aushalten: Es wird schon gut werden!" Er wollte nicht mehr nachdenken, schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Das langsame Schurren wischender Schrubber draußen auf dem Korridor schläferte ihn etwas ein. Schrille Klingeln schrien auf und weckten ihn für Minuten aus seinem Dämmerzustand. Läutete man nach ihm? Ferne Rufe durchhallten das Haus. Dann war es wieder still. Er zog die Bettdecke fester über sich, wenn er Schritte zu hören glaubte. Aber es kam niemand und — er war froh, denn ihn ängstigte die Veränderung.

Da klang eine helle Stimme durch den Flügel: „C Zwei, 379! Entlassen: Bett abziehen! Alles mitnehmen!"

Wie oft hatte er den Ruf C Zwei 379 gehört, wenn er zum Verteidiger oder in irgendeines der Büros geholt werden sollte, wenn ein Brief kam oder irgendeine kleine Entscheidung, die in dem täglichen Einerlei z. B. ein großes Ereignis wirkte. Nun hörte er diesen Ruf, der ihm wie eine häßliche Melodie immer nachklingen würde, zum letzten Male in diesem Haus des Schweigens.

C Zwei, 379! Entlassen! Entlassen ins Ungewisse!

II.

Ein herbstlicher Wind strich über die Landstraße. Balaton schritt gegen ihn an. Es fröstelte ihn. Die wenigen Passanten, die die Straße belebten, zogen ihre Mäntel fester an und beeilten sich, nach Hause zu kommen. Er dachte traurig an seinen Mantel, den er sich bei Rossi in Paris hatte machen lassen. Wie gern hätte er ihn jetzt gehabt. Er hätte seinen fadenscheinigen Anzug wenigstens verdeckt und auch Schutz gegen das Wetter gegeben. Aber man hatte ihm alles gepfändet und fortgenommen.

Das riesige Gebäude des Zentralgefängnisses lag weit hinter ihm. Wie ein Ozeandampfer sah es jetzt aus, der aus ungezählten Luken seine Lichter in den Nebel hinaussendet. Ein Mann schritt auf ihn zu und sprach ihn mit der Selbstverständlichkeit der Leute an, die etwas feilzubieten haben: „Sie kommen von dort, nicht wahr?" Damit deutete er auf das Gefängnis hin. „Sie brauchen sich nicht zu genieren, da drüben das kleine Landhaus gehört mir. Sie können billig bei mir wohnen, vier Mark pro Tag, Anzahlung für fünf Tage im voraus. Da können Sie sich wieder einleben und nach einem Unterkommen suchen. Mit der Stadtbahn sind Sie in wenigen Minuten in der inneren Stadt. Mit Empfehlungen kann ich Ihnen dienen. Ihre Herren Kollegen haben mir oft Dankbriefe geschickt. Sehen Sie mal hier", und damit zog er ein Paket schmutziger Schriftstücke heraus.

Balaton hatte sich bei diesem Gespräch die Gegend mit Interesse angesehen, denn er kannte diese Umgebung seines zweijährigen Wohnsitzes nicht, da er damals in dem geschlossenen Polizeiwagen herausgebracht worden war. Er überlegte. Eigentlich hatte er beabsichtigt, sich eine neue Hose zu kaufen und dafür fünfzehn Mark bestimmt. Er rechnete hin und her, überlegte das Angebot des Fremden und vermaß es schließlich, weil er den Preis nicht zahlen konnte. Ein Hoffnungsschimmer aber stieg in ihm auf. Vielleicht konnte ihm dieser Mann Arbeit geben.

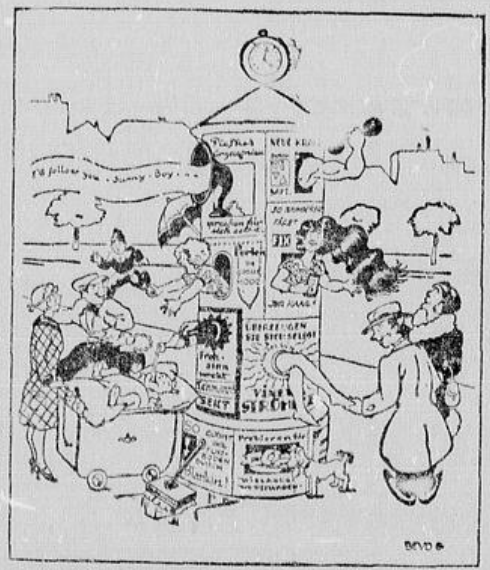
Auf seine zögernd hervorgebrachte Bitte bekam er eine fast höhnische Antwort: „Ja, glauben Sie denn, ich würde Zimmer an entlassene Sträflinge vermieten, die man nicht aus den Augen lassen darf und die wie die Raben klauen, wenn ich selber Arbeit hätte? Das tue ich nur, solange ich Kundschaft muß. Verstehen Sie! Hätte ich Arbeit — mein Gott — sofort würde ich die Bande rauswerfen." Grob fügte er hinzu, da er nun sah, daß Balaton für ihn als Kunden nicht mehr in Frage kam: „Na, dann gehn Sie man weiter und versuchen Sie Ihr Heil! Sie sind nicht der Erste, der herumlungert!"

Balaton fing von neuem zu rechnen an: Dreißig Mark. Davon ab die Hose, die er haben mußte, das Essen für den Abend, das Bett für die Nacht. Dann blieben noch sieben Mark. Vierter Klasse würde er damit nach Leipzig kommen. Dort lebte eine entfernte Tante von ihm, die ihm vielleicht helfen würde. Aber dann kamen wieder Bedenken: auch sie war arm, wer weiß, ob sie überhaupt noch lebte.

So war er bis zu einer Haltestelle der Straßenbahn gekommen, an der eine kleine Halle zum Schutz gegen das Wetter stand. Hier trat er unter, da die ersten Tropfen fielen. Auf einer Bank saß ein fein gekleideter Herr, der in einer Zeitung zu lesen schien. Sonst war niemand in dem Raum. Ab und zu warf der Fremde einen Blick auf Balaton. Von fern war das Nahen einer Tram zu hören. Schon schickte sich Balaton an, die Wartehalle zu verlassen, als ihn der Fremde freundlich anredete:

„Rauchen Sie vielleicht eine Zigarette?" Damit öffnete er ein goldenes Zigarettenetui, das er ihm hinhielt. „Nehmen Sie nur: Es sind Cuecas! Sie rauchen sicher gern!"

(Fortsetzung folgt.)



Neue Sachlichkeit. — Die Anschlagsäule der Zukunft.

Zeichnung von Benn. (Bavaria-Verlag.)

Die Frau spricht zur Frau:

Vom Reden und Schweigen

Es setzt mich immer wieder in Erstaunen, wie wenig Menschen mit ihrer Sprechstimme, dieser wichtigen Waffe im Kampf des Lebens, richtig umgehen können. Man redet, wie einem der Schnabel gewachsen ist, und läßt ein kostbares Material einfach wild wuchern oder verkümmern. Man denkt überhaupt nicht darüber nach, daß unsere Stimme unser Innenleben und unsern Kulturzustand verrät, und daß die menschliche Stimme im Liebesleben aller Völker und Zeiten eine entscheidende Rolle gespielt hat und immer noch spielt. Jeder kann sich hierfür Beispiele aus seiner nächsten Umgebung herausuchen und wird bestätigt finden, daß selbst unscheinbare Menschen, wenn sie ein biegsames, gepflegtes Organ haben, einen großen Erfolg im Leben haben und geliebt werden. Umgekehrt sieht man oft schöne Menschen mit unangenehmen Stimmen, die direkt abstoßend wirken und trotz ihres guten Aussehens nicht weiterkommen. Eine Frau mit einer schrillen oder lauten Stimme kann ein Haus zur Hölle machen, und ein Mann mit einem zu hohen oder rohen Organ verliert völlig seine Wirkung. Es sollte daher eine selbstverständliche Pflicht für jeden Menschen sein, auf die Klang- und Formenschönheit seiner Worte zu achten.

Aber ich will nicht nur über den Wohllaut der menschlichen Stimme sprechen, sondern auch über „was und wie" man spricht. Die meisten Menschen reden gern und haben keine Ahnung, daß ihre weitschweifige, untonzentrierte Erzählung eine Qual für die Zuhörer ist. Wollen wir also jemand zu, uns zuzuhören, müssen wir durch Selbstkontrolle die Gewißheit haben, nicht zu langweilen. Die ungeschickte Sprechweise kommt meistens daher, daß man sich nicht genügend konzentriert. Man verläßt sich auf sein Gedächtnis und hofft, daß einem im passenden Moment schon die richtigen Worte einfallen werden. In Wirklichkeit steht die Sache aber meistens so aus, daß man mit seinen Gedanken seiner Erzählung weit voraus ist und die Rede dann schleppend und unsicher wird. Man kann sich diese Unart leicht abgewöhnen, wenn man sich zwingt, täglich eine gewisse Zeit nur das wirklich Notwendige zu sprechen und sich seine Worte vorher genau zu überlegen. Sehr bald wird man nicht mehr gedankenlos alles herussprechen, was einem gerade durch den Kopf schießt, und durch die Ueberlegung seiner Worte wird man unwillkürlich gezwungen, auch auf den Wohlklang zu achten.

Und wie steht es mit dem Schweigen? Im richtigen Moment den Mund zu halten ist eine große Kunst. Man soll immer schweigen, wenn ein Mensch verärgert ist, nach einiger Zeit redet er selber, ohne durch Fragen noch verstimmter zu werden. Man soll schweigen, ehe man zu einem Menschen etwas Böses oder Gehässiges über ihn oder andere sagt, man spart sich und den andern Kummer, nach kurzer Zeit ist der größte Zorn meistens verflogen und man muß seine häßlichen Worte, die der andere nie ganz vergißt, wieder gutmachen. Und man schweigt, wenn jemand erzählt. Auch der kleinste Einwurf kann durch die Antwort, die er erfordert, den Sprecher in Verwirrung bringen und ihn vom Thema ablenken. Man sieht, Schweigen ist auch nicht leichter als Reden, es will verstanden und gekonnt sein. Ich glaube, beides zu vereinen kommt, ist eine dankbare Aufgabe für jede Frau. Durch die Selbstkontrolle fällt das fade Unsinngeschwätz fort, sie steigert ihren persönlichen Charm, ihre Gedanken werden klarer, und sie kann das Niveau ihrer ganzen Umgebung heben.



Ein wenig Mode

Die Mode bringt schöne und in diesem Jahr sogar preiswerte Schuhe auf den Markt, so daß einem die Wahl schwer gemacht wird. Man vermeide nach Möglichkeit helle, verzierte Schuhe für die Straße, sie zeugen nicht von gutem Geschmack. Eine Ausnahme von dieser Regel sind strahlende Hochsommertage, da ist es erlaubt. Zum Tanzen sehen Seidenschuhe am besten aus, allerdings sind sie nicht sehr praktisch, und man kann sich mit Wildlederschuhen helfen. Zum großen Abendkleid gehört unbedingt der Seiden- oder Brokatschuh, Leder ist nicht erlaubt. Wenn man Wert darauf legt, schlankere Beine zu haben, trage man stets Pumps. Die Querspange eines Schuhes zerteilt die Linie und läßt das Bein kürzer und dicker erscheinen. Der Pumps kommt natürlich nur für gesunde Füße in Frage, da er das Gehen etwas mehr erschwert als der Spangenschuh.

•

Es ist große Mode, möglichst viel Haar aus dem Hut hervorschauen zu lassen, unbekümmert, ob ein Gesicht dadurch vorteilhaft gehoben wird oder nicht. Zu viel Haar beeinträchtigt sehr leicht die Feinheit der Gesichtszüge, man sei daher etwas vorsichtig damit

•

Trotz aller Glas- und Steinketten hat sich die Perlenkette ihre Beliebtheit bewahrt. Wenn man sie aufziehen läßt, lasse man zwischen jede einzelne Perle ein kleines Knötchen machen, sie fällt dann weicher.



Ein wenig Schönheitspflege

Auch Wimpern und Brauen müssen gepflegt werden und täglich gründlich von Staub und sonstigen Unreinlichkeiten, Tusche, Stift usw. gereinigt werden. Man nimmt dazu am besten ein kleines, ganz weiches Bürstchen und bearbeitet sie damit ein bis zwei Minuten.

•

Apfelsinen sind ein ausgezeichnetes Schönheitsmittel. Sie machen schlank, fördern den Stoffwechsel und man bekommt schon nach kurzer Zeit eine sehr schöne, klare Haut. Wenn man morgens nicht frühstückt, trinkt man den Saft am besten morgens (sonst abends vor dem Schlafengehen), da er im Moment jedes Hungergefühl tötet. Man hüte sich vor Uebertreibung, es genügt völlig, täglich den Saft von drei bis fünf Apfelsinen zu trinken, durch die intensive Säure richtet man sonst eine zu große Revolution im Körper an, die sich gegenseitig, nämlich mit Furunkeln und ähnlichen Dingen, auswirkt.

•

Wenn man sich die Härchen unter den Armen ausrasiert, muß man sehr vorsichtig dabei zu Werke gehen. Die Stellen müssen vorher mit guter Rasierseife gründlich eingeschäumt werden, nachher lauwarm gewaschen, mit Creme eingerieben und gepudert werden. Durch diese Behandlung hindert man das Aufspringen einzelner Härchen, das sonst leicht zu bösartigen Entzündungen führen kann.

Ein wenig Höflichkeit

Es ist in jedem Fall unhöflich, im Theater oder im Kino während der Vorstellung mit Papier zu rascheln. Muß man unbedingt zwischendurch Schokolade oder sonst etwas essen, gehe man sich Mühe, das Auswickeln so geräuschlos wie möglich zu machen.

•

Die Dame sitzt beim Autofahren im allgemeinen immer rechts. Eine Ausnahme macht man, wenn ein Herr sofort wieder aussteigen muß. Es ist dann für beide Teile bequemer, man erspart das umständliche Aus- und Einsteigen, da ja der linke Sitz des Autos von der Tür am weitesten entfernt ist und die Dame doch etwas gestört wird.

•

Sagt euren Männern, daß es häßlich ist, wenn ein Herr eine Dame begrüßt und dabei die Hand in der Hosentasche behält. Es fällt auf seine schlechte Erziehung zurück.

Ein wenig Haushaltserfahrung

Es gibt seit einiger Zeit ein neues Klebemittel für Risse und Löcher aller Art. Man kann sogar Emaille damit reparieren. Das Klebemittel ist farblos, hinterläßt keine Ränder und ist nicht feuergefährlich. Außerdem eignet es sich vorzüglich zum Ankleben von Laufmaschen in Seidenstrümpfen.

•

Es gibt ein einfaches Mittel, Schimmel von Schinken und Würsten zu entfernen. Man rührt von Kochsalz und Wasser einen dünnen Brei und bestreicht damit die in Frage kommenden Stellen. Der Schimmel verschwindet und es bildet sich nach einigen Tagen ein Ueberzug von feinen Salzkristallen, der jede weitere Schimmelbildung verhütet.

•

Weiße Seidenschuhe reinigt man mit einer Mischung von Benzin und Magnesia. Am praktischsten schüttet man ein Fläschchen halb voll Magnesia und gießt soviel Benzin darauf, daß ein dickflüssiger Brei entsteht. Man schüttelt diese Mischung gut durch und reinigt mit einem sauberen Leinenläppchen. Aber bitte sehr vorsichtig, es kann bei Benzinverwendung nicht dringend genug gewarnt werden. Es wird gar zu leicht vergessen, daß keineswegs eine offene Flamme notwendig ist, um Benzin zur Explosion zu bringen, es genügt, wenn im Zimmer ein Ofen brennt.

Diät für die Gesunden

Endiviensalat wird in Streifen geschnitten, mit Oel und Zitrone beträufelt und mit wenig Salz gewürzt. Man formt kleine Nester davon, die man mit Tomaten- und Eierscheiben füllt.

•

Ein Liter Buttermilch wird langsam mit drei Eiern, drei bitteren Mandeln und 75 Gramm Mehl verquirlt, in eine ausgebutterte Porzellanform gefüllt und etwa 35 Minuten im heißen Ofen überbacken. Dazu gibt man eingemachte, oder besser, frisch gedünstete Früchte.



Der Defraudant

Von Eckhard Regelin

Michael Leblos hielt vor der Haustür an, warf einen schnellen lauschenden Blick noch einmal die Treppe empor, zog dann rasch den Hausschlüssel aus der Hosentasche und schloß mühsam die schwere Haustür auf, die sich kreischend öffnete. Michael Leblos hielt erschreckt inne. Genau so, stellte er sich im Augenblick vor, — werden vielleicht die Türen des Zuchthauses knarren. Dann faßt er sich, den kleinen Koffer in der Hand, von dem Hause fort, das ihm noch eine gewisse Legalität und beruhigende Sicherheit gegeben hatte und in dem Augenblick, als er in der Morgendämmerung den nebelleuchten Damm betrat, hatte er das Gefühl, als ob hinter ihm die Tür zufiel, die ihn von dem bescheiden-bürgerlichen Leben des kleinen Angestellten ein- für allemal ausschloß; die ihn in eine kalte, fremde Welt sperrte, eine Welt, die vom lieben Gott nichts mehr zu erhoffen hatte, sondern über der als Herr über Freiheit und Nichtfreiheit ein preußischer Amtsrichter stand und ihm zur Seite als Engel mit dem feurigen Schwert der Staatsanwalt.

Als er endlich in der Droschke saß, die ihn zum Flugplatz bringen sollte, mußte er trotz seiner Aengste lächeln: er lief ja buchstäblich auf 1000-Mark-Scheinen. Ein Luxus, aus der Not geboren, und übrigens ein Gedanke, auf den er unmöglich Kolz war. Nebenbei, ein alter Gaunertrick, gestohlenes Geld in den Stiefeln zu bergen. Seine innere Ruhe kehrte allmählich wieder. In einer Stunde war der Start nach London. Während er schon über dem Kanal schwebte, würde man im Geschäft auf ihn warten. Die große Zahlung an Budmann-Stahl war fällig. Der Prokurist Schwenke würde aufgeregt, die linke Hand auf dem Rücken, kleine Rauchwolken aus seiner Pfeife paffend, erscheinen, schließlich würde ihm das Warten auf seinen Kassierer zu viel werden, und er würde endlich, nervös geworden, mit seinen kleinen flatterhaften Bewegungen, den Schlüssel zum Geldschrank aus seinem Vortemonnaie hervorgraben, — die große Panzertür würde sich wuchtig und lautlos öffnen, die Hand fährt zum Geheimfach, — und das ist leer. Der kleine Schwenke wird grün im Gesicht, er knickt in den Kniekehlen ein, wie damals, als Band & Braun unvermutet pleite gingen, und seine Firma, Hasenkötter & Co., über eine halbe Million verlor: Hasenkötter selbst hat damals kein Wort der Beruhigung geäußert. Nur die Lippen zusammengekniffen und die linke Braue in die Höhe gezogen; am Schnurrbart drehte er gezwirt und den Kassierer Leblos beauftragt, eine Aufstellung der Verluste zu machen.

Als Michael Leblos über dieser letzten Erwägung untuhig wird, hält sein Wagen schon vor der Wartehalle des Flugplatzes. Er muß heraus, zahlt, verschwindet im Gebäude, wo er in fieberhafter Angst, im letzten Augenblick noch verhaftet zu werden, seine schon seit Tagen gelöste Fahrkarte hochhalsend, an dem Aufsichtsbeamten vorbei, hinaus auf den Bahnsteig saust. Die niederträchtige, schlotternde Furcht, es kann jetzt Mo-

natzen beobachtet, seine Manipulationen könnten entdeckt sein, überfällt ihn plötzlich. Er möchte sich in den Flugzeug verkriechen, auf seinen Platz sehen, dort wird ihn niemand so leicht suchen und herausholen.

Leblos läuft, die Uhr in der einen, den Koffer in der anderen Hand, den asphaltierten Teil des Rollfeldes auf und ab. Die Minuten werden nicht kürzer danon, sie bleiben kleine Ewigkeiten. Ein Herr mit schwarzem Vollbart und großer blauer Brille tritt aus dem Flughafen-Restaurant und steht halb mitleidig, halb überlegen, auf Leblos, der, fast fassios vor Angst, die Uhr in der Hand, überlegt, allen Ernstes überlegt, ob er nicht jetzt noch umkehren sollte. Der Gedanke aber, das Geld, das ihn mehr Schmerzen und Entbehrungen gekostet hat, als eine Mutter ihr Kind, wieder aus seinen Schuhen nehmen zu müssen und in den Kassenschrank der Firma Hasenkötter & Co. zurücktragen, macht ihn fast wahnsinnig. Er nimmt sich also vor, konsequent das einmal Begonnene durchzuführen.

Er wirft einen nachsinnenglichen Blick um sich und erschrickt. — Er ist nicht mehr allein. Dieser Mann dort, mit dem Vollbart, kommt ihm außerdem bekannt vor. — Aber, da Michael Leblos noch nie einen Polizisten gekannt hat, dieser Herr da sich auch gar nicht um ihn kümmert, wird er also auch nicht zur Polizei gehören. Michael Leblos greift an seine hintere Hosentasche und fühlt dort etwas Kaltes, Schweres. — Er wird sich im Falle der Not auch schon zu verteidigen wissen. Dieser Mensch dort wird vielleicht auch gar nicht mit nach London fliegen. —

Der graue Vogel brummt endlich heran. Michael erklimmt die kleine Treppe und verschwindet erleichtert in der Kabine. Seinen Koffer hat der Boy verstaut, und da Michael Leblos noch nie geflogen ist, richtet er sich streng nach den angeschlagenen Verhaltungsmaßregeln und schnallt sich vorschriftsmäßig an seinen Sitz fest. Der Mann mit dem Vollbart aber steigt kurze Zeit darauf ebenfalls ein und setzt sich neben ihn. Michael erblaßt. — Und dennoch kann dieser Mann kein Polizist sein, sonst hätte er ihm die kleine blanke Marke unter die Nase gehalten, die Michael aus so vielen Filmen und Kriminalromanen gut kennt; oder will er das mit bis zur deutschen Grenze warten?

Der Motor brüllt auf, die Erde rast zurück, dann hören die kleinen Stöße und Erschütterungen auf, die Maschine fliegt. Michael hat einen dumpfen Druck in den Ohren und in der Seele eine dumpfe, verzweifelte Entschlossenheit. Sie sind allein in der Kabine, und den Knall wird der Pilot bei dem Motorenlärm vielleicht gar nicht hören. Michael Leblos steht zum Fenster hinaus, wo tief unter ihm, winzig klein, Häuser, Straßen und Felder hinweggleiten; er beschließt: ich muß ihn anreden, — um jeden Preis.

Michael Leblos wendet sich nach rechts, seinem Nachbar zu, — ein fahles fürchterliches Entsetzen. — Augen starr aufgerissen — Drehen und Sausen im Kopf und Herz, — neben ihm sitzt Hasenkötter, sein Chef Hasenkötter; Brille und falschen Bart in der Hand.

Michael Leblos' Herz schlägt wie ein Schmiedehammer — die Angst schnürt ihm die Kehle zu, — seine rechte Hand tastet nach der Waffe, er spürt den kalten Horngriff. — Hasenkötter nimmt ihm sacht die Hand fort und sagt überraschenderweise mit mild mokuisvoller Stimme: „Machen Sie doch keine Dummheiten." Dann läßt er Leblos Zeit, sich zu erholen, und das dauert eine ganze Weile, während Hasenkötter seinen Schnurrbart zaust und ihm die linke Braue hochgezogen in der Seite sitzt. Noch immer weiß Michael Leblos nicht, was Hasenkötter im Schilde führt und warum er ihn nicht auf dem Flughafen verhaften ließ.

Und dann spricht Hasenkötter: „Leblos", sagt er, „Mensch, Leblos, ich bin Ihnen ja so dankbar, die ganze schwere Arbeit haben Sie mir abgenommen. Seit Monaten beobachte ich Sie, beinahe hätte ich Sie wieder entlassen, weil ich Ihnen nicht die Energie zutraute, die zu einem solchen Manöver gehört. — Viele waren mir ja doch schon seit dem Konkurs von Band & Braun. Das Geld, was Sie da in Ihren Schuhen tragen, ist der letzte Kredit gewesen, den wir bekommen haben. Tun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie sich. Sie haben bewiesen, daß Sie Umsicht und Energie besitzen. Wir werden in London eine kleine Bank aufmachen. Sie werden mein Kompagnon."

Um acht Uhr fünfundvierzig, als die Maschine den Kanal zwischen Dover und Calais überflog, wartete in Berlin ein erstarrter Prokurist auf Kassierer und Chef, während derselbe über englischem Hoheitsgebiet. Die „British Financing Corporation" gründet wurde.

Sonntag der Jugend

Wer kennt seine Hände?

Eine dumme Frage, werden die meisten antworten. Wir sollten unsere Hände nicht kennen? Jene wunderbaren Werkzeuge, mit denen die Natur uns ausgestattet hat, die allein genügen würden, uns vor allen anderen Lebewesen auszuzeichnen.

Nun, ganz so vollkommen sind unsere Hände doch nicht. Vor allem aber sind die wenigsten von uns in der Lage, ihre Hände so zu gebrauchen, wie es eigentlich möglich sein müßte. Zum Beispiel ist es außerordentlich schwierig, die beiden Hände ganz unabhängig voneinander zu bewegen, und zwar vor allem deshalb, weil wir es nicht gewohnt sind, weil — so könnte man sagen — wir unsere Gliedmaßen nicht genügend kennen. Einige praktische Beispiele mögen diese Behauptung beweisen:

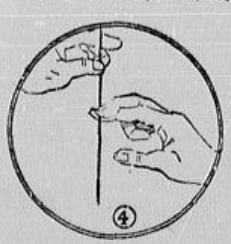
Bekanntlich gibt es Menschen, die mit der linken Hand alle die Bewegungen ausführen, zu denen wir gewöhnlich die rechte benutzen, zum Beispiel schreiben sie auch mit der linken. Bei einiger Mühe wird das auch jedem von uns gelingen, wenn auch die Schrift nicht gerade besonders schön sein wird. Aber nun versuche man einmal, mit beiden Händen gleichzeitig zu schreiben, etwa mit der Rechten den Zunamen und mit der Linken den Vornamen! (Abb. 1.) Wie wir uns auch quälen, immer wieder versuchen beide Hände, sich auf die gleichen Züge einzustellen.

Ganz ähnlich geht es, wenn man versucht, mit einer Hand einen nach vorne gerichteten Kreis zu drehen und mit der anderen einen entgegengesetzten. (Abb. 3.) So einfach es scheint, so schwierig ist es.

Aber nicht nur die Hände untereinander, auch die Füße sind mit den Händen verbunden. Man probiere einmal, irgend etwas zu schreiben, und dabei gleichzeitig den rechten Fuß auf der Erde im Kreis zu drehen. Entweder dieser Kreis wird alles andere als rund sein, oder die Schrift wird auf die lächerlichste Weise ständig abirren (Abb. 2).

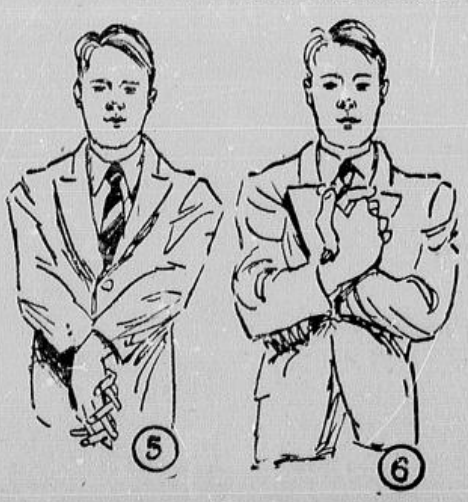
Unser viertes Experiment soll beweisen, daß es auch mit unserem Tastsinn nicht gerade zum besten bestellt ist. Man fordere jemanden auf, Zeige- und Mittelfinger übereinander zu kreuzen, wie unsere Abbildung 4 es zeigt. Dann lasse man den Betreffenden die Augen schließen, nehme irgendeinen schmalen Gegenstand — eine Postkarte, eine Stricknadel, einen Bleistift oder dergleichen — und schiebe ihn zwischen die beiden zusammengekreuzten Finger. Fragt man nun das „Versuchskaninchen", ob es einen oder zwei Gegenstände spüre, so wird es ganz bestimmt antworten: „Zwei."

Zum Schluß noch ein sehr spaßiger Versuch, der beweist, daß wir auch unsere Finger nicht „kennen". Man lasse irgend jemanden seine Hände so zusammenfalten, wie es Bild 5 zeigt, d. h. so, daß der Rücken der rechten Hand nach links und der der linken nach rechts zeigt. Dann lasse man ihn die Hände nach oben durchdrücken (Abb. 6). Mit einiger Mühe wird es schon gelingen. Zeigt man nun auf einen der so verschlungenen Finger (aber ohne ihn zu berühren!)



und fordert den Betreffenden auf, diesen Finger zu bewegen, so wird man seine Freude daran haben, wie der Aermste in den meisten Fällen zuerst alle möglichen anderen Finger ausprobiert, bevor er den richtigen findet.





Vorweltliche Tiere / Von Karl Leisner

Im Laufe der Jahrtausende hat unsere Erde ihr Gesicht verändert. Wo heute blühende Großstädte Millionen von Menschen Wohnung und Arbeit geben, dehnten sich endlose, unwegsame Sümpfe, und wo in unserer Zeit allenfalls Rehe und Hasen sich tummeln, stampften riesige Mammute durch das Dickicht, und ungeheuerlich große, seltsam aussehende Kriechtiere bahnten sich, von Menschen ungehindert, ihren Weg.

Längst ausgestorben sind diese Riesen, zum Teil hat die Menschheit sie überhaupt nicht mehr erlebt, aber ihre Spuren haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und ihre in vielen Gesteinen wohl erhaltenen Skelette haben es der Wissenschaft ermöglicht, ein genaues Bild von ihrem Aussehen und ihren Gewohnheiten zu entwerfen.

Eines der größten Tiere in jener fernen Zeit war der Brontosaurus, den wir links oben in unserem Bilde sehen. Dieser schwerfällige Riese hatte eine Größe von über 20 Meter und eine Höhe von etwa 6 Meter. Mit Hilfe seines langen Halses könnte er bequem in die Dachfenster eines zweistöckigen Hauses hineinschauen — wenn er heute noch leben würde. Uebrigens war der Brontosaurus trotz seines gefährlichen Aussehens ein ziemlich harmloses Tier. Er nährte sich ausschließlich von Pflanzen, und seinem ganzen Körperbau nach war er so schwerfällig, daß er feindlichen Angriffen anderer Tiere leicht zum Opfer fallen mußte.

Ebenfalls ein Pflanzenfresser war auch das Riesenfaultier, das sogenannte Megatherium, das wir rechts oben abgebildet haben. Dieses Tier, seiner Größe nach etwa unseren heutigen Elefanten vergleichbar, konnte selbstverständlich nicht wie die in der Gegenwart lebenden Faultiere von Baum zu Baum klettern, sondern umfaßte wahrscheinlich den Stamm mit seinen plumpen Pfoten und fraß dann das Laub ab.

Links unten auf unserem Bilde sehen wir einen Stegosaurus, eines jener Riesentiere, die sich im Gedächtnis der Menschheit als Vorbilder der sagenhaften Drachen erhalten haben. Der Stegosaurus, den man sowohl in Europa als auch in Amerika nachgewiesen hat, war etwa zehn Meter lang, und sein ganzer Leib war mit dicken Knochenschildern bedeckt. Sicherlich gab es kaum ein anderes Tier, das diesem so wohlgeschützten Riesen etwas antun konnte. Trotzdem ist aber auch der Stegosaurus längst ausgestorben.

Auch die fliegenden Tiere erreichten in der Vergangenheit unserer Erde eine Größe, die weit über das uns heute gewohnte Maß hinausgeht. Wir sehen rechts unten einen solchen mit Flügeln ausgestatteten Giganten, und zwar ein Pteranodon, das Flügelspannungen bis zu etwa 7 Meter aufwies. Trotz seiner Größe konnte das Tier tatsächlich fliegen, und diese Eigenschaft schützte es wohl am besten vor seinen Verfolgern. Irgendwelche Waffen, mit denen es sich verteidigen konnte, besaß das Pteranodon nicht, sogar sein riesenhafter Mund war völlig zahnlos.

Mancher wird nun sicherlich fragen: Warum sind diese Tiere eigentlich ausgestorben? Es ist nicht leicht, hierauf eine befriedigende Antwort zu geben, denn Ausrottung durch Menschenhand, wie sie in unserer Zeit vielfach an dem Aussterben mancher Tiere schuld ist, kann für die Vernichtung jener Riesen nicht verantwortlich gemacht werden. Die Natur hat nun einmal ihre Launen, sie schafft Wesen und läßt sie wieder vergehen, wenn ihre Lebensbedingungen dem Weltbild nicht mehr angepaßt sind.

Uns Menschen des 20. Jahrhunderts erscheinen auch die Elefanten als fast vorsintflutliche Wesen, und in der Tat kann man auch den Elefanten als ein aussterbendes Tier bezeichnen. Wer weiß, wie bald auch dieser Zeuge einer vergangenen Welt der Geschichte angehören wird?





Schicksale unserer Zeit

Der „Kaiser der Mongolei" / Von Erich Lepsius

„Er möchte Ungnade, weil Gehorsam keine Ehre gebracht hätte!" Dieser Grabspruch des friderizianischen Generals von der Marwitz sollte noch einmal einen freien und ritterlichen Nacheiferer finden. Der junge Leutnant der Petersburger Gardedragoner, Roman Baron Ungern-Sternberg, erhielt 1905 den Befehl, gegen das aufständische Volk mit der blanken Waffe vorzugehen. Der verräterische Pope Gapon hatte die Arbeiterschaft auf die Straße geführt, Kosaken und Dragoner sollten sie niederreiten. Die Kosaken ritten und schossen. Die Schwadron Ungern-Sternberg ritt aus, aber griff nicht ein. Ihr junger Führer, der sie in Stellvertretung des erkrankten Rittmeisters führte, vermochte es nicht, Russen gegen Russen zu führen. Am nächsten Tage reichte er seinen Abschied ein und bat um kriegsgerichtliche Aburteilung. Eine geheime Führergruppe der revolutionären Partei, die mit dem offenbar mit der Revolution sympathisierenden Offizier Fühlung aufnahm, erhielt zur Antwort: „Ich habe meinem Zaren die Treue gebrochen und deshalb den Tod verdient. Was auch immer komme, ich glaube, zum Wohle meines Zaren gehandelt zu haben. Noch auf dem Sandhaufen vor den Gewehrläufen meiner Dragoner werde ich ausrufen: Mein Leben für den Zaren!" Die Revolutionäre verstanden diesen Offizier nicht.

Ungern-Sternberg erhielt seinen Abschied. Er verschwand aus Petersburg. Sein Schicksal schien sich erfüllt zu haben, seine Kameraden glaubten, ihn gelegentlich in Paris oder in Monte Carlo wieder auftauchen zu sehen.

Er Roman Baron Ungern-Sternberg fand nicht Ruhe vor sich selber. Seine Seele war zum Schlachtfeld der verschiedenen Heilslehren geworden, für die der Russe besonders empfänglich ist. Seine religiöse Glaubensgrundlage war erschüttert. Der Zwiespalt der Pflichten, mit denen er als Offizier nicht fertig geworden war, trieb ihn in die Einsamkeit. Ein Buddhistenmönch, den er in der Mongolei, wohin er sich zurückgezogen hatte, fand, führte ihn ein in die Erlösungs- und Nirwanalehre des Buddhismus. Er versenkte sich in die neue Lehre, einer Tages trat er selbst, der kaiserliche Gardeoffizier und baltische Baron, als Bettelmönch in ein buddhistisches Kloster ein. Acht Jahre lang widmete er sich Bußübungen, er lebte als Unbekannter unter Unbekannten, nur die Oberen der mongolischen Klöster wurden auf ihn aufmerksam und weihten ihn in die Geheimlehren der mandschurischen Sekten ein.

Da begannen im Frühling 1914 in Sibirien und in der Mongolei bereits die Mobilmachungsvorbereitungen der russischen Armee. Ungern-Sternberg verspürte in seinem von kriegerischen Ahnen ererbten Blut den Schauer der großen Weltkatastrophe. Er erbat sich einen längeren Urlaub und reiste nach Petersburg. Kaum dort angelangt, brach der Krieg aus. Die Kutte des Bettelmönchs wurde mit dem grasgrünen Feldrock des Dragoneroffiziers vertauscht. Der Treueid, einstmals dem Zaren gelobt, war unverbrüchlich. Kein irdischer Statthalter Buddhas konnte von ihm befreien. An der Front gegen Oesterreich zeichnete sich Ungern-Sternberg aus, wurde befördert, erhielt hohe Auszeichnungen und war in den Krieg hineingewachsen wie vor einem Jahrzehnt in die Stille der klösterlichen Zelle.

„Mein Leben für den Zaren!" mit diesem Wahlspruch wurde ein Ungern-Sternberg nicht zum Revolutionär. Als die Front sich auflöste, erwachte der abenteuerliche Trotz und die Freude am Ungewöhnlichen zu einer kühnen Tat. Baron Ungern-Sternberg stellte tief drinnen in der baschkirischen Steppe die „wilde Division" auf, eine fanatisch dem Zaren ergebene Reiterschar, die aus Kosaken und Tataren bestand und den Kampf gegen die Revolution aufnahm. Einstweilen aber fügte sich die Armee dem neuen Machthaber Kerenski, den Ungern-Sternberg ebenso haßte wie später die Bolschewisten. Rußland schien dem Zaren verloren, fern im Osten aber wartete die Mongolei auf einen Führer, der den heiligen Boden Rußlands freilegte von den Ideen der gottlosen Westvölker Europas. In einem unerhört kühnen Ritt inmitten seiner Kosaken und Baschkiren gelangte Ungern-Sternberg, monatelang im Sattel, vom Gestade des Schwarzen Meers an die zerklüfteten Ufer des Baikalsees, und von dort ging es weiter nach der Mongolei. Tausende von Kilometer waren auf Pferderücken durchflogen worden. Voraus aber flog, in die Jurten der Mongolen und in die Wohnsitze der oberen Priester, die Kunde von dem Mönch, der im Sommer 1914 sein Kloster verlassen habe, um für Gott und den Zaren zu streiten, und der nun heranrücke mit einer ungeheuren Armee, um das Kaiserreich der Mongolei wieder aufzurichten.

Einstweilen aber waren es nur ungegliederte Reiterhaufen, die in Urga anlangten. Ungern-Sternberg fühlte sich allein zu schwach und schloß sich der Armee des „Reidenten des fernen Ostens", Admiral Koltschak, an. Dieser übertrug Ungern-



Roman Baron Ungern-Sternberg.

Sternberg den Schutz der östlibirischen Bahn, und niemals, solange Koltschak im Felde stand, gelang es den bolschewistischen Banden, den Zugverkehr lahmzulegen. Durch Verrat der tschechischen Legionen, die nach dem Goldschatz des Zaren lüstern waren, fiel Koltschak in die Hände der Bolschewisten und wurde erschossen. Ungern-Sternberg war auf sich selbst gestellt.

Mongolische Reiter und eingeborene Kosaken bildeten seine Armee. In der jahrelangen Willensschulung in lamaistischen Klöstern war Ungern-Sternberg erfahren in der Kunst, fremde Seelen zu durchforschen. Vor seinem scharfen Blick gab es keinen Verrat. Er las in den Herzen seiner Reiter und entlarvte jeden bolschewistischen Spitzel. Dämonische Kräfte schienen ihm zu eigen. Sagen begannen sich um ihn zu ranken, alle Anschläge schlugen fehl, alle Kugeln, von vorne oder aus dem Hinterhalt abgefeuert, verfehlten ihn nicht. Die ganze Mongolei stand im Aufruhr. Er war unumschränkter Herrscher, mächtig wie der Kaiser, mystisch verehrt wie der Zar.

Aber zum Kriegführen gehört Geld, Geld und wieder Geld! Die Löhnung wurde knapp, Unzufriedenheit breitete sich aus. Die mongolischen Reiter begriffen nicht, daß der Mann, der kugelfest war und ihre Gedanken zu erraten verstand, nicht auch Geld aus dem Nichts hervorzaubern konnte. Ungern-Sternbergs Stern begann zu sinken. In der höchsten Not aber offenbarte sich ihm der oberste buddhistische Priester der Mongolei, der Hutuktu von Urga, die lebende Reinkarnation Buddhas. Der Hutuktu sah in Ungern-Sternberg vielleicht ein Werkzeug seines Machtwillens, vielleicht auch glaubte er an seine Abkunft von Tschingis-Khan, jedenfalls verbündete er sich offen mit ihm und führte ihm die reichste mongolische Prinzessin zu. Unter feierlichsten Gepränge wurde Hochzeit gehalten, unnahbar, in uralte Seidengewänder gehüllt, thronte Ungern-Sternberg auf seinem Sitz.

Ungeheure Geldsummen brachte ihm die Prinzessin mit. So gelang es Ungern-Sternberg, eine gewaltige Armee aufzustellen, an deren Spitze er den Bolschewismus vernichten wollte. Eine religiöse und politische Renaissance in der fernen Mongolei brach an. Kaiser und Priester in einem, herrschte Ungern-Sternberg und ließ sich bedienen wie die großen Heerfürsten des Ostens. Weit über 100 000 Mann war seine Armee stark. Eiserne Disziplin hielt sie zusammen, grausam vollzogene Todesstrafen für geringfügige Vergehen verbreiteten um den Oberfeldherrn jene Atmosphäre, die in Asien nun einmal notwendig ist, um die Macht zu bekunden. Gesandte gingen ab nach Peking und Lhassa, in Indien begann man aufzuhorchen, die Welt des Buddhismus, jahrhundertelang in weiches Nichtstun versunken, geriet in Gärung. Trotzki persönlich lief Sturm gegen Ungern-Sternberg, aber die Mischung militärischer und propagandistischer Methoden, die Trotzkis Strategie bildete und mit der er die großen Erfolge gegen die weißen Armeen errungen hatte, verfing nicht gegenüber diesem mongolischen Großbau baltischer Abstammung.

Eine Macht hatte Ungern-Sternberg nicht beachtet: China. Der mächtigste Mann des damaligen China, Marschall Tschang-Tso-Lin, der später von der Südregierung ermordet wurde, seinem Sohne Tschang-Hsue-Liang jedoch die Herrschaft in der Mandschurei vererbte, fiel Ungern-Sternberg in den Rücken. Dem Zweifrontenkrieg war dieser nicht gewachsen. Chinesische Flieger wiegelten seine Truppe auf. Ungern-Sternberg sah seine Vernichtung vor Augen. Das Geld war dahin. Das Glück hatte sich gewandt. Noch einmal versuchte er eine große Offensive. Aber im Juli 1921 erlitt er die erste Niederlage durch Verrat. Einige Weißrussen fielen von ihm ab und lieferten ihn den Roten in die Hand. Kein Mongole gab sich zu diesem Verrat her.

In Nowo-Nikolajewsk wurde Ungern-Sternberg zum Tode verurteilt und erschossen. Seine letzten Worte vor Gericht waren: „Ich kenne keine Sowjetregierung! Ich habe dem Zaren Treue geschworen, nur dem Zaren kann ich dienen!" Das Hinrichtungskommando verweigerte den Befehl, als der rote Offizier „Feuer" kommandierte. Ungern-Sternberg sah den Offizier aus bezwingenden grauen Augen an. Da warf sich der Bolschewistenoffizier vor ihm in die Knie und rief laut: „Verzeiht mir, Herr, und laßt mich mit Euch sterben!" Ungern-Sternberg beachtete ihn nicht. Mit klarer Stimme ließ er die Soldaten antreten und gab selbst den Feuerbefehl auf sich. Kaum war er hingestürzt, so warfen sich weinend und schreiend die roten Soldaten über ihn und küßten die erkaltenden Hände.

Gläubige Buddhisten glauben an die Wiederkehr des großen Führers. Hirten und Jäger führen mit sich in der Sattelkammer Knöpfe und Litzen als Amuletts. Es ist das einzige, was übrigblieb von Roman Baron Ungern-Sternberg, der beinahe der Welt des Ostens ein anderes Gesicht gegeben hätte.

Die Probe

Von Erwin Sedding

Lukas sah den Brillstein die Straßenkreuzung, das Stoppsignal. Zwei, drei Möglichkeiten der Rettung schossen gleichzeitig durch sein Hirn. Trotzdem steuerte er geradewegs auf das verderbliche Hindernis zu. Es war, als hielte eine teuflische Lust seine Hände ans Lenkrad gekrampft.

Bruchteile von Sekunden hatte das Ganze gedauert. Noch ehe der Anprall geschah, glaubte Lukas sein Gesicht von den Glasscherben der Windscheibe zerschnitten zu fühlen.

Sein Erwachen war sonderbar. Statt Trümmer, Gedränge und Polizisten umgab ihn lauter weißes, freundliches Licht. Ein Bett mit Nickelglanz, ein Schwesternhäubchen, — auf dem Stuhl, greifbar, fühlbar, Marianne.

„Wo bin ich?"

„Im Spital, Lukas", kam die Stimme der Frau. „Schlaf jetzt!" —

Und er schlief. — Dann, als er zum zweiten Male die Augen öffnete, war sein Kopf klar und schmerzlos. Der Arzt untersuchte seine Wunden, lächelte ihn an, gab ihm einen Zettel. Am Abend schon saß Lukas zu Hause.

Marianne deckte den Tisch.

„Gräblers Wagen ist hin", sagte sie. „Was willst du tun?"

Er ordnete seine Gedanken. Mühsam der Reihe nach. Zuerst würde man ihn entlassen. Später kam die Behörde, ein Verweis oder eine Strafversetzung — in jedem Fall die Brotlosigkeit.

„Nichts", erklärte er matt. „Wir werden Sorgen haben." Aber hier begann Marianne ihren Aerger und ihre Not zu klagen. Nach ihrer Meinung trüge nur einer die Schuld, und das wäre Herr Gräbler selbst, jawohl. Weshalb hetze er denn, bitte? Weshalb verlange er die unsinnigsten Geschwindigkeiten? Ohne Gräbler würde das Leben seinen gemächlichen Gang laufen, man hätte Auskommen und Ruhe, und die Polizei könnte man sich weiß Gott ersparen!

Lukas wußte nicht, ob er der Frau beipflichten sollte, aber er fühlte, wie auch in ihm eine dunkle Wut gegen den Brotherrn wach wurde. Die halbe Nacht hindurch träumte er böse Gedanken. Als am nächsten Mittag der telephonische Anruf kam, bih er die Zähne gegeneinander.

„Jetzt darfst du dich beschimpfen lassen!" gab Marianne ihm mit auf den Weg. Sie lachte.

Aber vor der Villa, glänzend, mit heller Bereifung, stand ein neuer Wagen. Gustav Gräbler, die Kappe über der Stirn, trat eben aus der Tür.

„Nun, — es geht ja wieder, was? Habe den Doktor gesprochen, — freue mich. Können Sie fahren?"

Lukas sah den leeren Führersitz, die weisende Handbewegung seines Herrn, — mechanisch erkletterte er den gewohnten Platz, ließ den Motor an, dachte, was Marianne sagen würde, wenn sie von dieser Zeitheit wüßte.

Sie kamen zur Stadtgrenze. Eine wogende Menschenmenge umsäumte die Sportwiesen, — Radler, elegante Frauen, Automobile. Gräbler stieg aus, sprach mit einigen Herren. Er befahl, den Feldweg zu nehmen.

Lukas gehorchte. Willenlos schaltete er ein, bog die Kurve ins samtige Gelände und bemühte sich, an nichts anderes zu denken, als an das wundersame Gefühl des Steuerns, von dem er nun bald würde Abschied nehmen müssen. Zuletzt wurde die Pfadumfriedung so schmal, daß es drückte.

„Weiter!" stieß hinter ihm die Stimme.

Lukas zuckte die Achseln. Beide Kotflügel schrammten an der Sandböschung. Steine lagen auf der Bahn, der Boden senkte sich, eine feuchte Wiese, durch tückerische Brücken unterbrochen, ging in den Wald über. Auf der Chaussee wußte Lukas, daß er die verwegenste Fahrt seines Lebens hinter sich hatte.

Gräbler rauchte. Lukas wollte endlich zu Wort kommen, aber er wurde für den nächsten Tag bestellt. Unzufrieden suchte er eine Schenke auf.

Im Vorgarten erwartete ihn Marianne.

„Weißt du, daß Gräbler einen neuen Chauffeur hat?" grüßte sie spitz.

„Blödsinn! Ich habe ihn doch eben gefahren!"

„Du — — ??!"

„Ja — — Was ist da zu schreien?" Sie packte ihn am Arm:

„Dann hast du den ersten Preis der Geschicklichkeitsprüfung gefahren, Lukas! Vor fünf Minuten gab der Sportfunk die Sieger bekannt. Nur die Namen der einzelnen Führer konnte ich nicht verstehen!"

Der Mann begriff. Wortlos schob er die Frau beiseite. Er trat in das Haus, setzte sich in einen Winkel und betrachtete seine Hände. Dieselben, mit denen er gegen das Unglück gefahren war, die er in häßlichen Rachegedanken geballt und durch die er seine Zukunft gewonnen hatte.

Die „gefährliche" Zahl

Die Beamten des New-Yorker Handelsregisters legten ein neues Buch auf. Sie waren mit den laufenden Nummern in die Hunderttausende gekommen und wollten wieder von vorne anfangen. Zunächst ging alles ganz gut. Bis sie die Nummer dreizehn erreicht hatten.

Es sollte gerade eine neue Großhandelsgesellschaft für Baumaterial eingetragen werden. Das Stammkapital betrug 180 Millionen Dollar, es war also eine ganz große Sache.

Als der Beauftragte sah, welche Nummer er bekommen sollte, zog er den Auftrag zurück. Er wollte noch ein wenig warten. Er würde nach wenigen Stunden sicher eine höhere Nummer bekommen können.

Aber er bekam sie nicht nach wenigen Tagen. Die Nummer dreizehn wurde nicht überschritten. Nach zehn Tagen nahm die Gesellschaft schließlich doch die Eintragung vor. Die Aktionäre drängten . . .

Am nächsten Tage schneiten die Eintragungen bis zur Zahl 47 empor. Die Antragsteller hatten alle auf die Zahl vierzehn gewartet . . .

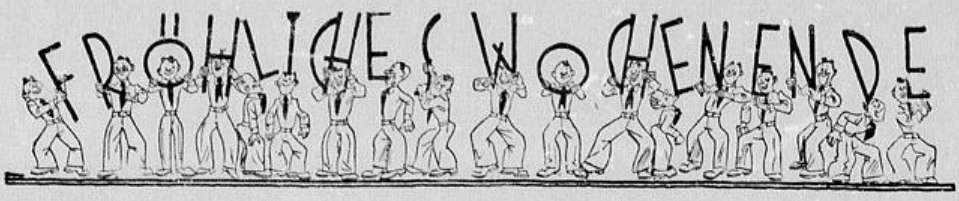
Ein Statistiker, deren es ja hier viele gibt, hat ausgerechnet, die Gesellschaft habe durch das lange Warten 130 000 Dollar verloren. Aber das muß nicht unbedingt wahr sein.

Wer ist das?

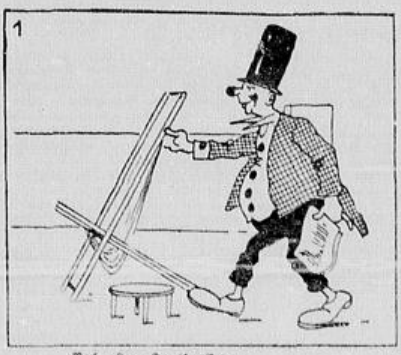


Wer kennt den hier Abgebildeten? Unser Zeichner hat nur rein äußerliche Dinge an dem Porträt verändert.

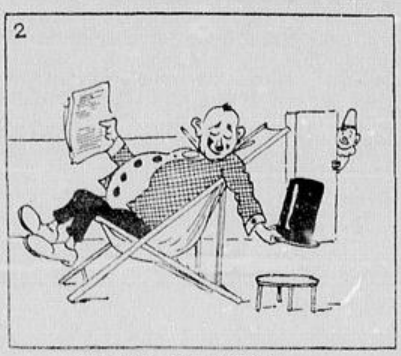
Auflösung:



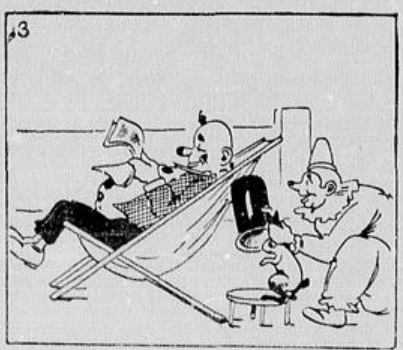
Der lebende Hut



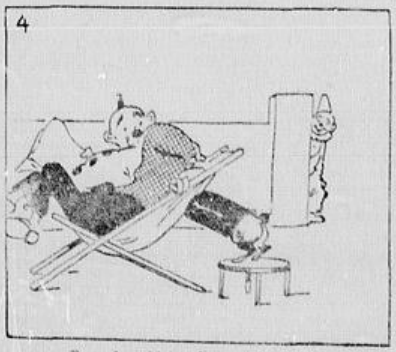
Nach allem Komiker-Getue
Wünscht er sich eine Stunde Ruhe.



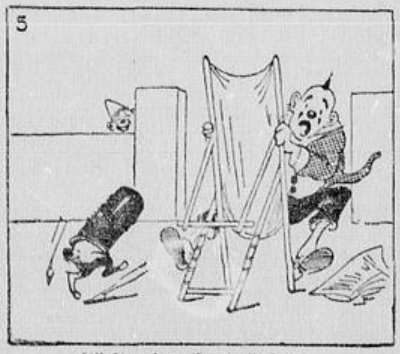
Er stellt den müden Zylinder
Befriedigt neben sich dahinter.



Und freut sich nun ganz nach Gebühre
An einer fesselnden Lektüre.



Nanu, kann ich den Augen trau'n . . .
Ist denn mein Hut auch schon ein Clown?



Hilf Himmel, wo ist mein Verstand?
Hier kommt mein Claque-Hut angerannt . . .



Ja, es gefällt nur allzuvielen,
Den anderen einen Streich zu spielen.

Silbenrätsel

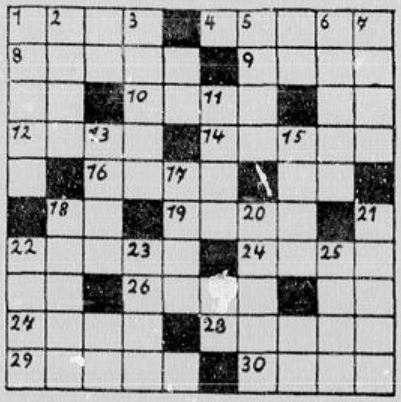
Aus den Silben

a, a, ar, bel, ber, bi, da, drei, e, em, er, fi, flie, ge, gei, ger, glück, ha, i, len, maf, mar, me, ne, ne, ne, nett, nor, nu, ra, rei, rem, ri, ten, ten, tpf, ftech, ftet, ul, un

sind Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, beide von oben nach unten, ein Wort von Schiller ergeben. (ch = ein Buchstabe.)

1. Alte deutsche Münze
2. Hirschart
3. Ortsveränderung
4. Irrsinniger Gedankengang
5. Gift
6. Land in Afrika
7. Nähma
8. Südfrucht
9. Schiffsplatz
10. Bergmann
11. Zahl
12. Frauengemach
13. Raubtier
14. Naturerscheinung
15. Vogel
16. Baum
17. Altes Musikinstrument

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Junges Hausrind. 4. Musikinstrument. 8. Klosterstift. 9. Name eines Königs. 10. Kennwort. 12. Viehfutter. 14. Europäische Insel. 16. Gangart des Pferdes. 19. Zeitabschnitt. 22. Tierischer Körperteil. 24. Zier- und Nutzpflanze. 26. Gartenanlage. 27. Landwirtschaftliches Gerät. 28. Teil der Briefbestellung. 29. Zahl. 30. Türkischer Titel.

Senkrecht: 1. Ort bei Berlin. 2. Biblische Gestalt. 3. Längenmaß. 5. Säugetier. 6. Ausdruck des Mißfallens. 7. Charaktereigenschaft. 11. Amtstracht. 13. Vorschlag. 15. Pelz. 17. Fluß in der Schweiz. 18. Körperteil. 20. Nagetier. 21. Komponist. 23. Soviel wie glatt. 25. Weiblicher Vorname.

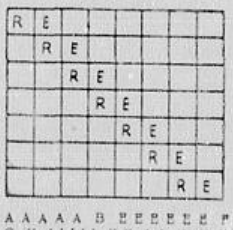
Versteckrätsel

Den Wörtern

Normandie, Schirm, Spule, Dessau, Lebus, Ensemble, Laken, Orientkenner, Einlauf, Effendi, Rita, Ente

sind je drei aufeinanderfolgende Buchstaben, zum Schluß zweimal zwei, zu entnehmen, die, richtig zusammengestellt, ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Füllrätsel



A A A A A B E E E E E E F G H I I I I K K L L M M M N N N O R R R S S T T Z Z

Vorstehende Buchstaben sind so einzusetzen, daß Wörter nachstehender Bedeutung entstehen:

1. Widerhall. 2. Kriegsschiff. 3. Krankheit. 4. Fisch (Mutzal). 5. Gleichklang. 6. Teil der Brauerei. 7. Schranke.

Magisches Quadrat

A	A	A	A	E
E	E	E	H	I
I	K	L	L	L
M	M	N	N	N
N	N	T	U	U

1. Unrecht. 2. Salz. 3. Uebertrag. 4. Anstrengung. 5. Räumlicher Begriff.

Zahlenrätsel

1 2 3 4 3 5
= Oper von Verdi.

5 1 5 3
= soviel wie sauber.

3 4 5 3 5
= Weibliches Vornamen.

4 1 3 4
= Zeitraum.

3 1 3 1 2
= Ausdruck in der Rechenkunst.

5 2 2 1
= Geistesfrau.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Silbenrätsel: 1. Hecke. 2. Jenny. 3. Verkehr. 4. Tara. 5. Spatt. 6. Robert. 7. Grade. 8. Obst. 9. Peters. 10. Deutz. 11. Kanal. 12. Spitzerin. 13. Reis. 14. Meter. 15. Orion. 16. Kritik. 17. Termite. 18. Ester. 19. Jungen. — Füllrätsel: 1. Salomon. 2. Kurland. 3. Pigott. 4. Hasbung. 5. Schrift. 6. Kneipe. 7. Prokura. — Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Jagd. 8. Trog. 7. Bahn. 9. Max. 10. Gold. 12. Heu. 14. Java. 16. Trab. 19. Zeit. 22. Haut. 24. Rose. 26. Park. 27. Pflug. 28. Brief. 29. Zwei. 30. Emir. Senkrecht: 1. Jüterbog. 2. Judas. 3. Meile. 4. Axel. 5. Hase. 6. Pfui. 11. Talar. 13. Vorschlag. 15. Otter. 17. Aare. 18. Bein. 20. Ratte. 21. Bach. 23. Eben. 25. Anna. — Rätselfrage: Wie du Tag und Nacht beschäftigen, Kind zu bleiben, viel zu wissen; Herz an einer andern Türe, Wie zu wollen sich gebühre. Soll das Rechnen ja die sein, Rühr in Brot, was Rechte zu sein. (Fröbel.) — Rätselwortfeld: Die Kerze und die Kanne machen manchen zum armen Manne. — Bedeutungsrätsel: Naturwissenschaften. — Bilderrätsel: 1. Brenner. 2. Kontakt. 3. Verlust.

Verlag und Druck: Ph. H. Ballin, Schriftleitung: F. W. Schmidt, beide in Greifenberg.

Die Lösungen folgen in der nächsten Nummer.